



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Unterm Birnbaum.

Von Ch. Fontane.

(Fortsetzung.)

10.

Die Verhaftung Gradschek's erfolgte zehn Tage vor Weihnachten. Jetzt war Mitte Januar, aber die Rüstreiter Untersuchung rückte nicht von der Stelle, weshalb es in Tschschin und den Nachbarn hieß: „Gradschek werde mit nächstem wieder entlassen werden, weil nichts gegen ihn vorliege.“ Ja, man begann auf das Gericht und den Gerichtsdirektor zu schelten, wobei sich's selbstverständlich traf, daß alle die, die vorher am leidenschaftlichsten von einer Hinrichtung geträumt hatten, jetzt in Tadeln und Schmähen mit gutem Beispiel vorangingen.

Bowintel hatte viel zu dulden; kein Zweifel. Am ausgiebigsten in Schmähungen aber war man gegen die Zeugen, und der Angewandte gegen diese wären noch viel mehr gewesen, wenn man nicht gleichzeitig über sie gelacht hätte. Der dumme Ladenjunge, der Ede, so versicherte man sich gegenseitig, könne doch nicht für voll angesehen werden und die Male mit ihren Sommerprossen und ihrem nicht ausgetrunnen Kaffee womöglich noch weniger. Daß man bei den Gradschek's oft einen wunderbaren Kaffee trinke, das wisse jeder, und wenn alle die, die das durchgetricherte Cichorienzeug sehen ließen, auf Nord und Todtschlag hin verknagt und eingezogen werden sollten, so säße bald das halbe Reich hinter Schloß und Riegel. Aber Jakob und der alte Me-wissen! hieß es dann wohl. Indes auch von diesen Beiden wollte die plötzlich zu Gunsten

Gradschek's ungestimmte Majorität nichts wissen. Der düstliche Jakob, von dem jetzt so viel gemacht werde, ja, was hab' er denn eigentlich beigebracht? Doch nichts weiter, als das ewige „He-wahr so'n beten still.“ Aber du lieber Himmel, wer habe denn Lust, um Mitternacht und bei steifem Südost einen langen Schnack zu machen? Und nun gar der alte Me-wissen, der, so lang er lebe, den Himmel für einen Tüdelack angesehen habe! Wahrhaftig, der könne viel sagen, eh' man's zu glauben brauche. „Mit einem karrierten Tuch über dem Kopf. Und wenn's kein karriertes Tuch gewesen, dann sei's eine Pferdebede gewesen.“ O, du himmlische Güte! Mit einer Pferdebede! Die Gradschek mit einer Pferdebede! Gibt es Pferdebeden ohne Köpfe? Nein. Und nun gar diese schnippsche Preise, die sich ewig mit ihrem türkischen Shawl herumziert und noch ötepotöter is als die Reitweinsche Gräfin!

So ging das Gerede, das sich, an und für sich schon günstig genug für Gradschek, in Folge kleiner Vorkommnisse mit jedem neuen Tage günstiger gestaltete. Darunter war eins von besonderer Wirkung. Und zwar das folgende. Heilig Abend war ein Brief Gradschek's bei Eccelius eingetroffen, worin es hieß: „es ging' ihm gut, weshalb er sich auch freuen würde, wenn seine Frau zum Fest herüberkommen und eine Viertelstunde mit ihm plaudern wolle; Bowintel hab' es eigens gestattet, versteht sich



Markener Schulkinder. Nach dem Delgemälde von H. Hirth in Bréne.

in Gegenwart von Zeugen.“ So die briefliche Mittheilung, auf welche Frau Gradschek, als sie durch Eccelius davon gehört, diesem letztern sofort geantwortet hatte: „sie werde diese Reise nicht machen, weil sie nicht wisse, wie sie sich ihrem Manne gegenüber zu benehmen habe. Wenn er schuldig sei, so sei sie für immer von ihm geschieden, einmal um ihrer selbst, aber mehr noch um ihrer Familie willen. Sie wolle daher lieber zum Abendmahl gehn und ihre Sache vor Gott tragen und bei der Gelegenheit den Himmel inständigst bitten, ihres Mannes Unschuld recht bald an den Tag zu bringen.“ So was hörten die Tschechiner gern, die sämmtlich höchst unfrohm waren, aber nach Art der meisten Unfrommen einen ungeheuren Respekt vor Jedem hatten, der „lieber zum Abendmahl gehn und seine Sache vor Gott tragen“, als nach Küstren hin reisen wollte.

Kurzum alles stand gut, und es hätte sich von einer totalen „Rückeroberung“ des dem Inhaftirten anfangs durchaus abgeneigten Dorfes sprechen lassen, wenn nicht ein Unerhörtes eingetreten wäre, der, sobald Gradschek's Unschuld behauptet wurde, regelmäßig versicherte: „Gradschek? Den kenne ich. Der muß aus Messer.“

Dieser Unerhörte war niemand Geringeres als Gendarm Geelhaar, eine sehr wichtige Person im Dorf, auf deren Autorität hin die Mehrheit sofort geschworen hätte, wenn ihr nicht seine bittere Feindschaft gegen Gradschek und die kleinliche Veranlassung dazu bekannt gewesen wäre. Geelhaar, guter Gendarm, aber noch besser Sausaug, war, um Rognats und Rums willen, durch viele Jahre hin ein Antimus bei Gradschek gewesen, bis dieser eines Tages, des ewigen Gratis-Einschenkens müde, mit mehr Uebermuth als Klugheit gesagt hatte: „Hören Sie, Geelhaar, Rum ist gut. Aber Rum kann einen auch 'rum bringen.“ Auf welche Provocation hin (Gradschek liebte dergleichen Wize) der sich nun plötzlich den hohen Pferd sehende Geelhaar mit hochrothem Gesicht geantwortet hatte: „Gewiß, Herr Gradschek. Was kann einen nicht alles 'rumbringen? Den einen dies, den andern das. Und mit Ihnen, mein lieber Herr, is auch noch nicht aller Tage Abend.“

Von der aus diesem Zwiegespräch entstandenen Feindschaft wußte das ganze Dorf und so kam es, daß man nicht viel darauf gab und im Wesentlichen bloß lachte, wenn Geelhaar zum hundertsten Male versicherte: „Der? Der muß aus Messer.“

„Der muß aus Messer,“ sagte Geelhaar, aber in Tschechin hieß es mit jedem Tage mehr: „Er kommt wieder frei.“

Und „he kummt wedder 'rut,“ hieß es auch im Hause der alten Zeschke, wo die blonde Nichte, die Lina — dieselbe, nach der Gradschek bei seinen Gartenbegegnungen mit der Alten immer zu fragen pflegte — seit Weihnachten zum Besuch war und an einer Anstalt, wenn auch freilich nicht an ihrer eigenen, arbeitete. Sie war eine hervorragende kluge Person, die, trotzdem sie noch keine 27 zählte, sich in den verschiedensten Lebensstellungen immer mit Glück versucht hatte: früh schon als Kinder- und Hausmädchen, dann als Nähterin und schließlich als Pfarrköchin in einem neumährischen Dorf, in welchem letzter Eigenschaft sie nicht nur sämmtliche Bestunden mitgemacht, sondern sich auch durch einen exemplarisch sittlichen Lebenswandel ausgezeichnet hatte. Denn sie gehörte zu denen, die, wenn engagirt, innerhalb ihres Engagements alles Geforderte leisten, auch Gebet, Tugend und Treue.

Solcher Forderungen entschlug sich nun freilich die Zeschke, die vielmehr, wenn sie den Faden von ihrem Wocken spann, immer nur Geschichten von begünstigten und genasführten Liebhabern hören wollte, besonders von einem Küstriner Fourage-Beamten, der drei Stunden lang im Schnee hatte warten müssen. Noch dazu vergeblich. All das freute die Zeschke ganz ungemein, die dann regelmäßig hinzusetzte: „Zoa, Lina, so währ id ook. Awers moak et man nich to dull.“ Und dann antwortete diese: „Wie werd ich denn, Mutter Zeschke!“ Denn sie nannte sie nie Tante, weil sie sich der nahen Verwandtschaft mit der alten Hege schämen mochte. Plaudern war Beider Lust. Und plaudernd saßen beide Weibsen auch heute wieder.

Es war ein ziemlich kalter Tag und draußen lag fußhoher Schnee. Drinnen aber war es behaglich, das Rothleuchten

zweifelte, die Wanduhr ging in starkem Schlag und der Kaminofen that das Seine. Dem Ofen zunächst aber hockte die Zeschke während Lina weitab an dem ganz mit Eisblumen überdeckten Fenster saß und sich ein Kuckloch gepufft hatte, durch das nun bequem sehen konnte, was auf der Straße vorging.

„Da kommt ja Gendarm Geelhaar,“ sagte sie. „Grad in den Damm. Er muß drüben bei Kuniade gewesen sein. Wer sich, Kuniade frühstückt um diese Zeit. Und sieht auch so aus. Was er mir will? Er wird am Ende der armen der Gradscheken, einen Besuch machen wollen. Is ja schon Wochen Strohwittwe.“

„Nei, nei,“ lachte die Alte. „Dat deibt he nich. Dem joa sien eien all to veel, so lütt je is. Ne, ne, den kenne Geelhaar is man blot noch för so.“

Und dabei machte sie die Bewegung des aus der Flasche trinken.

„Haßt Recht,“ sagte Lina. „Sieh, er kommt grad auf mein Haus zu.“

Und wirklich, unter diesem Gespräch, wie's die Zeschke ihrer Nichte geführt hatte, war Geelhaar von der Dorfstraße in einen schmalen, bloß mannsbreiten Gang eingetreten, der, der Gradschek'schen Regelbahn entlang, in den Garten der alten Zeschke führte.

Von hier aus war auch der Eingang in das Haus der Alten, das mit seinem Giebel nach der Straße stand.

„Guten Tag, Mutter Zeschke,“ sagte der Gendarm. „und guten Tag, Linchen. Oder ich muß jetzt wohl sagen Mama Linchen.“

Lina, die den stattlichen Geelhaar (er hatte bei den Garakürassieren gedient), aller despektirlichen Andeutungen der Alten ungeachtet, keineswegs aus ihrer Liste gestrichen hatte, stemmte sofort den linken Fuß gegen einen ihr gegenüberstehenden Weinstuhl und sah ihn zwinkernd über das große Stück Leinwand an, das sie, wie wenn sie's abmessen wollte, mit einem energischen Auf und Pupp vor sich ausspannte.

Die Wirkung dieser kleinen Künste blieb auch nicht ohne So wenigstens schien es Lina. Die Zeschke dagegen wußte besser, und als Geelhaar, auf ihre mit Vorbedacht in Hochdeutsches gebrochene Frage, „was ihr denn eigentlich die Ehre verschafft mit einem scherzhaft gemeinten Fingerzeig auf Lina geantwortet hatte, lachte sie nur und sagte:

„Nei, nei, Herr Gendarm. Ich weet schon, id weet schon. Awers nu fetten's sich ihrt. . . Zoa, diß Gradschek . . . kummt joa nu wedder rut.“

„Ja, Mutter Zeschke,“ wiederholte Geelhaar, „he kummt wedder rut. Das heißt, er kommt wieder 'raus, wenn er drin bleibt.“

„Woll, woll. Wenn he nich drin bliewt. Awers worin soll he drin bliewen? Keen een hett joa wat siehn, un keen hett joa wat usum'u. Nu Se ook nich, Geelhaar.“

„Nein,“ sagte der Gendarm. „Ich auch nich. Aber wird sich schon was finden oder doch finden lassen, und die müssen Sie helfen, Mutter Zeschke. Ja, ja. So viel weiß die Gradschek hat schon lange keinen Schlaf mehr und ist im treppauf und treppab. Und wenn die Leute sagen, es sei weil sie sich um den Mann gräme, so sag ich: Unfimm; er nich so und sie is nich so.“

„Nei, nei,“ wiederholte die Zeschke. „He is nich so und is nich so. De Gradscheks, nei, de sinn nich so.“

„Keinen ordentlichen Schlaf also,“ fuhr Geelhaar fort, „bei Tag und auch nich bei Nacht, und wankt immer so und is mal im Hof und mal im Garten. Das hab ich von Male . . . Hören Sie, Mutter Zeschke, wenn ich so mal Nacht hier auf Posten stehen könnte! Das wäre so was. Er bleibt mit auf, und wir sehen uns dann ans Fenster und was und lachen. Nich wahr, Lina?“

Lina, die schon vorher das Weißzeug bei Seite gelegt ihren blonden Kopf halb aufgeschlochten hatte, schlug jetzt mit beiden Händen über ihre linke Hand und sagte: „Will es noch überlegen, Herr Geelhaar. Ein armes Mädchen hat nicht als seinen Ruf.“

Und dabei lachte sie. „Kümmen's man, Geelhaar,“ tröstete die Zeschke, trotzdem eigentlich nicht nöthig war. „Kümmen's man. Ich geh to P.“

Wat doa to siehn is, id meen hier buten, hier in'n Goarden, dat hebb' id siehn, dat weet id all. Un is immer dat Sütwigte."

"Dat Sütwigte?"

"Joa. Nu nich mihr. Awers as noch keen Snee wihr.

Doa . . ."

"Da. Was denn?"

"Doa wihr se Nachteus immer so 'rüm hier."

"So, so," sagte der Gendarm und that vorsichtig allerlei weitere Fragen. Und da sich die Fesche von guten Beziehungen zur Dorfpolizei nur Vortheile versprechen konnte, so wurde sie trotz aller sonstigen Zurückhaltung immer mittheilbarer und erzählte dem Gendarmen Neues und Altes, namentlich auch das, was sie damals, in der stürmischen November-Nacht, von ihrer Küchentür aus beobachtet hatte. Gradschek habe lang da gestanden, ein starkes Licht in der Hand. „Un wihr binoah so, as ob he will, dat man em siehn sull.“ Und dann hab' er einen Spaten genommen und sei bis an den Birnbaum gegangen. Und da hab' er ein Loch gegraben. Un der Gartenthür aber habe was gestanden wie ein Koffer oder Korb oder eine Kiste. Was? das habe sie nicht genau sehen können. Und dann hab' er das Loch wieder zugeschüttet.

Geelhaar, der sich bis dahin, allem Dienstleister zum Trost, ebenso sehr mit Lüne wie mit Gradschek beschäftigt hatte, ja, vielleicht mehr noch Kourmacher als Beamter gewesen war, war unter diesem Bericht sehr eruckt und sagte, während er mit Wichtigkeitsmiene seinen gedummen Kopf hin und her wiegte: „Ja, Mutter Fesche. Das thut mir leid. Aber es wird Euch Angelegenheiten machen.“

„Wat? wat, Geelhaar?“

„Angelegenheiten, weil Ihr damit so spät herauskommt.“

„Joa, Geelhaar, wat fall dat? wat miens mit 'to spät? Et hett mi joa keener nich froagt. Un Se oot nich. Un wat weet id denn oot? Id weet joa nix. Id weet joa joar nix.“

„Ihr wißt genug, Mutter Fesche.“

„Nei, nei, Geelhaar. Id weet joar nix.“

„Das ist gerade genug, daß einer Nachts in seinem Garten ein Loch gräbt und wieder zuschüttet.“

„Joa, Geelhaar, id weet nich, awers jed' een möt doch in sien ejen Goarden en Loch buddeln künn.“

„Freilich. Aber nicht um Mitternacht. Und nicht bei solchem Wetter.“

„Na, vieden's mi man nich rin, Un moaken Se't good mit mi . . . Lüne, Lüne, seag doch oot wat.“

Und wirklich, Lüne trat in Folge dieser Aufforderung an den Gendarmen heran und sagte, tief anathmend, wie wenn sie mit einer plötzlichen und mächtigen Sinnen-Erregung zu kämpfen hätte: „Laß nur, Mutter Fesche. Herr Geelhaar wird schon wissen, was er zu thun hat. Und wir werden es auch wissen. Das versteht sich doch von selbst. Nicht wahr, Herr Geelhaar?“

Dieser nickte zutraulich und sagte mit plötzlich verändertem und wieder freundlicher werdendem Tone: „Werde schon machen, Mamsell Lüne. Schulze Woytsch läßt ja, Gott sei Dank, mit sich reden und Bowinkel auch. Hauptsach' is, daß wir den Fuchs überhaupt ins Eisen kriegen. Und is dann am Ende gleich, wann wir ihn haben und ob ihm der Balg heut oder morgen abgezogen wird.“

11.

Wierundzwanzig Stunden später kam und zwar auf die Meldung hin, die Geelhaar, gleich nach seinem Gespräche mit der Fesche, bei der Behörde gemacht hatte — von Küstrin her ein offener Wagen, in dem, außer dem Küstler, der Justizrath und Gradschek saßen. Die Lust ging scharf und die Sonne blendete, weshalb Bowinkel, um sich gegen Beides zu schützen, seinen Mantel aufgeschlappt, der Küstler aber seinen Kopf bis an Ras' und Ohren in den Pelztragen hineingezogen hatte. Nur Gradschek saß frei da, Lust und Licht, deren er seit länger als vier Wochen entbehrt hatte, begierig einstrahlend. Der Wagen fuhr auf der Dammhöhe, von der aus sich das unten liegende Dorf bequem überblicken und beinahe jedes einzelne Haus in aller Deutlichkeit erkennen ließ. Das da, mit dem schwarzen, theergestrichenen Gebälk, war das Schulhaus und das gelbe, mit dem gläsernen Aussichtsturm, mußte Kuniade's sein. Kuniade's „Villa“, wie die Fesche immer es höflich nannten. Das niedrige, grad gegenüber aber, das war

jeine, das sah er an dem Birnbaum, dessen schwarzes Gezeig über die mit Schnee bedeckte Dachfläche wegragte. Bowinkel bemerkte wohl, wie Gradschek sich unwillkürlich auf seinem Siege hob, aber nichts von Besorgniß drückte sich in seinen Mienen und Bewegungen aus, sondern nur Freude seine Heimstätte wieder zu sehen.

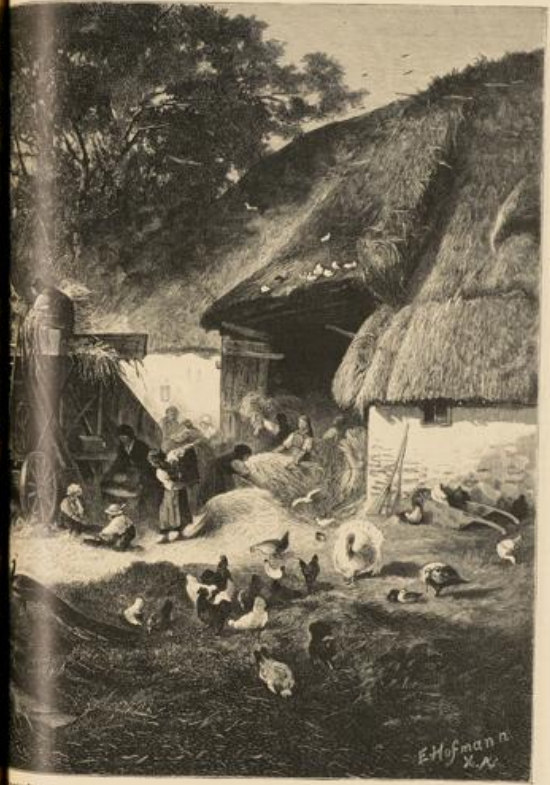
Im Dorfe selbst schien man der Ankunft des justizrätlichen Wagens schon entgegen gesehen zu haben. Auf dem Vorplatz der Fagel'schen Brett- und Schneidemühle, die man, wenn man von der Küstriner Seite her kam, als erstes Gehöft zu passieren hatte (gerade so wie das Orthsche nach der Frankfurter Seite hin), stand der alte Brett- und Schneidemüller und setzte mit einem kurzen störrigen Besen den Schnee von der obersten Bretterlage fort, anscheinend aufs Eifrigste mit dieser Arbeit beschäftigt, in Wahrheit aber nur begierig, den herankommenden Gradschek eher als irgend ein Anderer im Dorf gesehen zu haben. Dem Schneidemüller Fagel, oder der „Schneidigel“, wie man ihn kurzweg und in der Regel mit absichtlich undeutlicher Aussprache nannte, war ein Topfstuder. Aber so topfstudrig er war, so stolz und hochmüthig war er auch, und so wandt' er sich in demselben Augenblicke, wo der Wagen an ihm vorüberfuhr, rasch wieder auf sein Haus zu, bloß um nicht grüßen zu müssen. Hier nahm er, um seine Neugier, deren er sich schämen mochte, vor Niemandem zu verrathen, Hut und Stock mit besonderer Langsamkeit vom Kegel und folgte dann dem Wagen, den er übrigens bald danach schon vor dem Gradschek'schen Hause vorfahren sah.

Frau Gradschek war nicht da. Statt ihrer übernahm es Kuniade, den sie darum gebeten haben mochte, den Wirth und so zu sagen die Honneurs des Hauses zu machen. Er führte denn auch den Justizrath vom Thor her in den Laden und von diesem in die dahinter befindliche Weinstube, wo man einen Zmbiß bereit gestellt hatte. Bowinkel nahm aber, unter vorläufiger freundlicher Ablehnung, nur ein kleines Glas Portwein und trat dann in den Garten hinaus, wo sich bereits alles, was zur Dorfobrigkeit gehörte, versammelt hatte: Schulze Woytsch, Gendarm Geelhaar, Nachtwächter Rewissen und drei häuerliche Gerichtsmänner. Geelhaar, der, zur Feier des Tages, seinen Staats-Gzako mit dem armslangen schwarzen Lampenputzer aufgesetzt hatte, ragte, mit Hilfe dieser Paradezuthaten, um fast drei Haupteslängen über den Rest aller Anwesenden hinaus. Das war der innere Birkel. Im weitem Umkreis aber standen die, die bloß aus Neugier sich eingefunden hatten, darunter der schon stark gefrühtückte Kantor'ssohn und Dorfdichter, während einige 20 eben aus der Schule herangefommene Jüngens mit ihren Klapp-Pantinen auf das Kegelhaus geklettert waren, um von hier aus Zeuge zu sein, was wohl bei der Sache herankommen würde. Vorläufig indeß begnügten sie sich damit, Schneebälle zu machen, mit denen sie nach den großen und kleinen Mädchen warfen, die hinter dem Gartenzaun der alten Fesche standen. Alles plapperte, lachte, reckte den Hals, und wäre nicht Gradschek selbst gewesen, der, die Blicke seiner alten Freunde vermeidend, ernst und schweigend vor sich hinsah, so hätte man glauben können, es sei Kirmeß oder eine winterliche Jahrmärtszene.

Die Gerichtsmänner flüsterter und steckten die Köpfe zusammen, während Woytsch und Geelhaar sich umsahen. Es schien noch etwas zu fehlen, was auch zutraf. Als aber bald danach der alte Todtengräber Wonnekamp mit noch zwei von seinen Leuten erschien, rückte man näher an den Birnbaum heran und begann den Schnee, der hier lag, fortzuschuppen. Das ging leicht genug, bis statt des Schnees die gefrorne Erde kam, wo nun die Pickart aushelfen mußte. Der Frost indessen war nicht tief in die Erde gedrungen, und so konnte man den Spaten nicht nur bald wieder zur Hand nehmen, sondern kam auch rascher vorwärts als man anfangs gehofft hatte. Die herausgeworfenen Schollen und Lehmsstücke wurden immer größer, je weicher der Boden wurde, bis mit einem Male der alte Todtengräber einem der Arbeiter in den Arm fiel und mit der seinem Stande zuständigen Ruhe sagte: „Nu gim mi moak; nu kümmt wat.“ Dabei nahm er ihm das Grabsteine ohne weiteres aus der Hand und fing selber an zu graben. Aber ersichtlich mit großer Vorsicht. Alles drängte vor und wollte sehn. Und siehe da, nicht lange, so war ein Todter aufgedeckt, der zu großem Theile noch in Kleiderresten steckte. Die Bewegung wuchs und aller Augen richteten sich auf Gradschek, der, nach wie vor, vor sich hin sah und nur dann und wann einen schenen Seitenblick in die Grube that.



Drehtischmaschine
Werk von Göttingen



E. Hofmann
X.A.

„Nu hebben se'n,“ lief ein Gemurmel den Gartenzaun entlang, unklar lassend, ob man Gradscheck oder den Todten meine; die Jungens auf dem Regelhäuschen aber reckten ihre Hälse noch mehr als vorher, trotzdem sie weder nah noch hoch genug standen, um irgend was sehn zu können.

Eine Pause trat ein. Dann nahm der Justizrath des Angeklagten Arm und sagte, während er ihn dicht an die Grube führte: „Nun, Gradscheck, was sagen Sie?“

Dieser verzog keine Miene, faltete die Hände wie zum Gebet und sagte dann fest und feierlich: „Ich sage, daß dieser Todte meine Unschuld bezeugen wird.“

Und während er so sprach, sah er zu dem alten Todtengräber hinüber, der den Blick auch verstand und, ohne weitere Fragen abzuwarten, geschäftsmäßig sagte: „Ja, der hier liegt, liegt hier schon lang. Ich denke 20 Jahre. Und der Pohlsche, der es sein soll, is noch keine zehn Wochen todt.“

Und siehe da, kaum daß diese Worte gesprochen waren, so war ihr Inhalt auch schon bewiesen und jeder schämte sich, so wenig kaltes Blut und so wenig Umsicht und Ueberlegung gehabt zu haben. In einem gewissen Entdeckungseifer waren alle wie blind gewesen und hatten unbeachtet gelassen, daß ein Schädel, um ein richtiger Schädel zu werden, auch sein Stück Zeit verlangt und daß die Todten ihre Verschiedenheiten und ihre Grade haben, gerade so gut wie die Lebendigen.

Am verlegensten war der Justizrath. Aber er sammelte sich rasch und sagte: „Todtengräber Bommelamp hat Recht. Das ist nicht der Todte, den wir suchen. Und wenn er 20 Jahre in der Erde liegt, was ich keinen Augenblick bezweifle, so kann Gradscheck an diesem Todten keine Schuld haben. Und kann auch von einer früheren Schuld keine Rede sein. Dem Gradscheck ist erst im zehnten Jahr in diesem Dorf. Das alles ist jetzt erwiesen.“

Trotz alledem bleiben ein paar dunkle Punkte, worüber Aufklärung gegeben werden muß. Ich lebe der Zuversicht, daß e an dieser Aufklärung nicht fehlen wird, aber ehe sie gegeben ist darf ich Sie, Herr Gradscheck, nicht aus der Untersuchung entlassen. Es wird sich dabei, was ich als eine weitere Hoffnung hier ausspreche, nur noch um Stunden und höchstens um Tage handeln.

Und damit nahm er Kunicke's Arm und ging in die Weinstube zurück, woselbst er nunmehr, in Gesellschaft von Woyt und den Gerichtsmännern, dem für ihn servirten Frühstücke tadellos zusprach. Auch Gradscheck ward aufgefordert, sich zu setzen und einen Imbiß zu nehmen. Er lehnte jedoch ab und sagte, daß er mit seiner Mahlzzeit lieber warten wolle, bis er im Kürtim-Gesängniß sei.

So waren seine Worte.

Und diese Worte gefielen den Bauern ungemein. „Er will nicht an seinem eignen Tisch zu Gaste sitzen und das Brod, das er geboden, nicht als Gnadenbrod essen. Da hat er Recht. Dem möcht ich auch nicht.“

So hieß es und so dachten die Meisten.

Aber freilich nicht alle.

Gendarm Geelhaar ging an dem Baum entlang, über den sammt andrem Weibervolk, auch Mutter Jeschke weggestuft hat Natürlich auch eine.

Geelhaar tippte dieser mit dem Finger auf den Dutt und sagte: „Nu, eine, was macht der Pops?“

„Reiner?“ lachte diese. „Hörens, Herr Gendarm, je kommt Ihrer an die Reih.“

„Wird so schlimm nicht werden, Linen . . . Und Mutter Jeschke, was sagt die dazu?“

„Joa, wat fall se seggen? Ge is nu wedder 'cut. Awers lümmt ook woll wedder 'ein.“ (Fortsetzung folgt.)

Unsere nächste Nachbarwelt.

Wer nach des Tages Lasten und Mühen seine Erholung in der freien Natur zu suchen pflegt, der wendet, wenn das Dunkel der Nacht sich über die Kluren herabsenkt, gern den Blick empor zum sternbesäten Himmelsgewölbe. Denn aus diesen Regionen strömt es wie ein hehrer Gottesfriede herab in das empfängliche Gemüth, und Raum und Zeit sammt dem vielgestaltigen Jammer, der nun einmal der Menschheit Erbtheil ist, scheinen dann weniger die Seele zu bedrücken. Steigt endlich die Scheibe des Mondes über den Horizont empor, so fühlt sich der Mensch leicht wie im Banne einer friedlichen Macht, und deshalb haben zahllose Dichter den Mond verherrlicht, ja seinem milden Lichte einen besonderen Einfluß auf das Gemüth zugeschrieben. Auch die Volksanschauung behauptet die verschiedenartigsten Wirkungen des Mondes auf den Menschen wie auf die organischen Wesen überhaupt. Man kann wenigstens die Möglichkeit solcher Einflüsse nicht bestreiten, wenn man sich erinnert, daß das Nervensystem an Feinheit in vielen Beziehungen selbst die empfindlichsten Apparate, welche die Wissenschaft zur Beobachtung besitzt, weit übertrifft. Unter den „Lichtern zu erhellen die Nacht“ ist der Mond jedenfalls das augenfälligste und seine wechselnden Gestalten haben sicherlich schon in den frühesten Zeiten der Menschheit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Wissenschaft hat später nachgewiesen, daß dieser merkwürdige Begleiter der Erde auch der uns bei Weitem am nächsten befindliche Himmelskörper ist, indem er nur 30 Erddurchmesser von uns entfernt seine Bahn beschreift.

So erscheint der Mond recht eigentlich als unsere Nachbarwelt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet kann man auch erwarten, daß diese Nachbarerde unseren eigenen Planeten mehr oder weniger beeinflusst, ja man wird geneigt, dabei an recht bedeutende Einwirkungen zu denken. Die Volksmeinung spricht sich bekanntlich mit seltener Uebereinstimmung dahin aus, daß der Mond vor Allem das Wetter auf unserer Erde beherrsche, besonders soll die feine, nach dem Neumonde erscheinende Sichel fast immer eine Witterungsänderung bedingen. Weßhalb dies der Fall ist, weiß freilich Niemand von denen, die daran glauben, und wenn dem Astronomen oder Meteorologen diese Frage gestellt würde, so könnte er nur wie Plutarch bei einer gewissen Gelegenheit antworten: „Ganz einfach deshalb, weil die Sache vielleicht

gar nicht wahr ist.“ Sie ist in der That nicht wahr; denn die neuesten Untersuchungen haben mit einer Gewißheit, die gar keinen Zweifel Raum läßt, gezeigt, daß ein Einfluß des Mondes auf das Wetter, wie es der populären Meinung nach bestehen sollte, durchaus nicht existirt.

Hat aber der Mond auch keine wahrnehmbare Einwirkung auf das Wetter, so übt er doch einen gewaltigen und regelmäßig wiederkehrenden Einfluß auf das Wasser unserer Weltmeere an. Ebbe und Fluth sind hauptsächlich Wirkungen des Mondes, von denen so ungeheurer mechanischer Kraft, daß ein verschwindend geringer Theil derselben ausreichen wird, um dereinst, wenn uns Kohlenvorräthe erschöpft sein werden, die ganze Menschheit an Wärme zu versorgen. Heute ist es Arbeit der Sonne, alte, den Pflanzen niedergelegte Sonnenwärme, die unsere Oefen bei uns die unsere Maschinen treibt und unsere Wohnungen bei Nacht erleuchtet; in einer Zeit, die früher oder später ebenso gekommen muß, wie die Sonne morgen im Osten aufgeht, wird die Anziehungskraft des Mondes sein, welche den Tausendcentner Hammer hebt oder den eisengepanzerten Riesendampfer durch Sturm und Wogen zwingt. Schon heute ist diese sturmerzeugende Kraft des Mondes gelegentlich als billiger und ausreichend starker Lastträger benutzt worden, wo es galt, Gewichtsmassen zu bewegen, denen keine andere Kraft gewachsen war. Ein 460 Meter breiter Meeressarm trennt die Insel Anglesea von der Küste von Wales. Diesen Meeressarm überbrückt seit einem dritten Jahrhundert ein ungeheures eisernes Rohr und bietet in seinem Inneren die schwersten Eisenbahnzüge eine sichere Fahrbahn über die gewaltvolle Tiefe der See. Keine andere Kraft hat die ungeheuren Rohre dieser Riesenbrücke zwischen die Pfeiler getragen, als sturmerzeugende Kraft des Mondes! Daran wurde der genialste Erbauer der Brücke, Robert Stephenson, einst selbst erinnert, er im Kreise von Angehörigen und Gästen den Vorgang bei der Richtung der Brücke schilderte. Mag Maria von Weber in Threnozuge der Erzählung, und es ist von eigenhüthlichem Interesse, seinen Bericht zu vernehmen.*

* Eine ausführliche Wiedergabe dieses Gebrüches findet der Leser den höchst interessanten Kritiken, die R. M. v. Weber unter dem Geändertitel „Im Hause Robert Stephenson's“ im Jahrg. 1868 der „Gartenlaube“ veröffentlicht hat.

„Ich war,“ so läßt er Stephenjon erzählen, „am Morgen um 10 Uhr den Eintritt der verhängnisvollen Fluth bringen, schon vor Tagesanbruch am Ufer. Es war stürmisch und ich hörte die hohe Brandung durch die Nacht dräusen. Weithin klangen auf beiden Ufern die Nachfeuer und Fackeln, bei denen die Nacht über gearbeitet wurde. Mir lag es schwer auf der Seele — der Augenblick kam, wo die Fluth eintrat. Ich stand auf der zuerst zu fließenden Röhre, die seit Jahr und Tag, seitdem die Arbeit an ihr begonnen wurde, bergfest auf ihren Werkstücken ruhte, volle zwei Millionen Pfund schwer. Todtenstille auf beiden Ufern mit ihren Hunderten von Arbeitern, die, Hand an Griff, vor ihren Ankerwinden standen, mit Tausenden zum rückwärts Zuschauer. Ich sah Fairbairn wie einen Punkt am Magalesea-Ufer auf seinem Gerüst stehen; unter mir, an der Hauptwindende des Walesefers, stand Brunel, die klugen Augen nach mir aufwärtsgerichtet — Alle todtenstill — nur die steigende Fluth brodelte um die Pontons, in deren gewaltigem Zimmerwerk und Klappen es knakte, knarte und polterte, je mächtiger das Wasser sie gegen die große Last, die sie heben sollten, presste.“

Endlich wurde auch das Prasseln still — sie mußten ihre große Last haben — ich sah nach der Uhr und den Wasserständen — die Fluth war fast auf ihrer Höhe — die Eisenmasse schob sich nicht — wir stand das Herz fast still — da plötzlich wühlte ich, wie es wie ein Zittern durch die kolossalen Röhren unter meinen Füßen lief — der eiserne feste Boden wich — und im selben Momente sah ich, wie die Gerüste sich gegen uns verkippten. Die Arbeitsmannschaften brachen unaufhaltsam in unerschütterliche Jubelrufe aus, die aus tausend Kehlen weit und breit in den Ufern widerhallten. — Die ungeheurer Röhre schwamm! Rasch packte die Fluth die Pontons — ich gab meine Signale. Meine Mitarbeiter folgten dem Winke meiner Hand! Die Fluth brühte von den angestraften Tauen und Ketten thurmhoch empor, aber brodelte über die erschloß ins Wasser sinkenden mit einer Präcision, als belebe ein einziger Wille die Hunderte von Männern über und drüber.“

Als der Meister nach dieser Erzählung schwieg, fragte plötzlich einer der anwesenden Gäste: „Aber haben Sie sich denn auch bei dem Hauptmitarbeiter bedankt, ohne dessen Hilfe die Röhren noch heute noch im Uferlande lägen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte Stephenjon erstaunt.

„Nun, wen anders als den Mond, denn der hat doch die Röhren zwischen die Pfeiler getragen.“

„Wahrhaftig,“ antwortete der große Ingenieur lachend, „daran habe ich wirklich nicht gedacht.“

In neuerer Zeit hat man auch darauf aufmerksam gemacht, die Kraft der Fluth zur Erzeugung von Elektrizität zu benutzen, die dann ihrerseits wieder in andere Kräfte umgesetzt werden konnte; wie bald sich diese Ideen verwirklichen werden, ist noch nicht abzusehen.

Wenden wir uns jetzt von den Wirkungen des Mondes zu der eigentlichen Beschaffenheit desselben, so werden wir an der Hand der Forschung sogleich in eine Welt versetzt, die von der unsrigen vielfach gänzlich verschieden ist. Unter Zuhilfenahme eines guten Fernrohrs können wir unmittelbar mit unseren Augen wahrnehmen, daß der Mond Berge und Thäler besitzt gleich unserer Erde, daß auch in jener Welt Tiefen und Höhenländer vorhanden sind, ja die Messungen der Astronomen zeigen, daß die höchsten Gipfel der Mondberge die bedeutendsten Gebirgs-erhebungen auf unserer Erde an Höhe überragen.

Die vorwiegende Form der Gebirgs-erhebungen auf dem Monde ist indessen von derjenigen der Erde gänzlich verschieden. Dort findet man viel Tausende von Bergwällen, die cirkulärartig um ein vertieftes Inneres umschließen, in dessen Mittelpunkt meist ein kleines Centralgebirge sich erhebt. Diese Formationen sehen wie ungeheure Krater aus, und man hat sie wirklich für Mondvulkane gehalten. Indessen ist die Aehnlichkeit mit unsern Vulkanen nur eine außerordentlich geringe, und es ist nicht daran zu denken, daß bei diesen Mondkratern vulkanische Eruptionen stattfänden, denn wäre dies der Fall, so würden wir von der Erde aus mit Hilfe unserer Fernrohre die Dampfwidlung und die Aschenwolken sehr gut wahrnehmen können. Statt dessen erblickt man das kreisrunde Innere jener Mondkrater, die häufig mehrere Meilen im Durchmesser haben, stets in gleicher Klarheit und von Wolken oder gar Feuerbrüchen keine Spur. Vulkane ähnlich

unserer Erde hat der Mond allerdings auch, aber man hat sie erst in neuester Zeit mit Gewißheit als solche erkannt und in einigen wenigen Fällen auch Spuren von stattgehabter Thätigkeit bei ihnen nachweisen können.

Außerordentlich merkwürdig ist, daß es auf dem Monde keine Wasserbeden, ähnlich unsern Meeren und Landseen, giebt. Diese Thatsache ist völlig sicher. Zwar erblickt man in manchen Theilen der Mondoberfläche große dunkle Flächen, die vielfach von Gebirgsmassen umgeben sind, und die früheren Mondbeobachter haben sie wirklich für Meere gehalten und als solche benannt. Mit Leichtigkeit überzeugt man sich jedoch, daß dort kein Wasser vorhanden ist, wenn gleich andererseits meine nun fast 20 Jahre hindurch fortgesetzten Untersuchungen der Mondoberfläche mich zu der festen Ueberzeugung gebracht haben, daß jene dunklen Flächen höchst wahrscheinlich die Beden ehemaliger Mondmeere sind. Heute ist der freie Wasserpiegel aus ihnen verschwunden und die Ufer zeigen an manchen Stellen offenbar Anzeichen von Zerfall und Zertrümmerung. Wo ist aber das Wasser dieser Meere geblieben?

Diese Frage läßt sich zur Zeit nur durch Hypothesen beantworten, und unter diesen scheint mir die wahrscheinlichste noch diejenige zu sein, welche meint, daß die ehemals freien Wasser der Mondoberfläche im Laufe der Jahrtausende nach und nach von den Gesteinen im Innern des Mondes aufgefangen worden sind. In manchen Stellen könnten die oberflächlichen Schichten immerhin noch eine gewisse Feuchtigkeit besitzen, ja es scheint, daß unter dem Einflusse der Sonnenwärme gewisse tiefer liegende Stellen der ehemaligen Mondmeere sich zeitweise mit einer Art Vegetation bedecken. Man darf jedoch hierbei durchaus nicht an höherstehende Pflanzen denken, sondern vielleicht nur an solche, welche unsern Flechten und Moosen verwandt sind. Darauf deutet wenigstens der grüne Schimmer und das Abdunkeln gewisser Partien der Mondoberfläche, nachdem die Sonne längere Zeit dieselben beschienen hat. Ganz sprechreif ist die Sache noch nicht, vielmehr verdient sie genauere Untersuchung, und hierbei könnten sich auch Freunde der Himmelskunde Verdienste erwerben, falls sie sich mit Ausdauer solchen Beobachtungen unterziehen.

Wie das Wasser, so fehlt dem Monde auch eine Lufthülle, welche mit unserer irdischen Atmosphäre vergleichbar wäre. Ganz ohne Luft ist der Mond nicht, aber seine atmosphärische Umfällung ist so fein und so wenig dicht, daß sie nicht ausreichen würde für die Bedürfnisse unserer Lungen, ja, daß sie kaum so dicht sein wird wie der sogenannte luftleere Raum, den unsere besten Luftpumpen herzustellen vermögen. Daraus folgt, daß auf dem Monde kein Laut erschallen kann, und daß für menschliche Ohren dort eine klanglose Einöde sein würde. Wie völlig anders ist also unsere Nachbarwelt eingerichtet im Vergleich zur Erde!

Aber noch mehr. Nicht nur die physische Eigenthümlichkeit der Mondoberfläche, sondern auch die Weltstellung desselben überhaupt verursacht dort Verhältnisse, die wesentlich von denjenigen unserer Erde verschieden sind. Die durchschnittliche Tagesdauer auf dem Monde beträgt 354 Stunden, der längste Tag an den Polen 179 Erdentage. Es ist einleuchtend, daß der Gipfel eines Berges früher von den Sonnenstrahlen getroffen wird, als sein Fuß; der Gipfel des Chimborazo sieht z. B. die Sonne 10 Minuten früher aufgehen, als dies für die Ebene im Mercesniveau der Fall ist. Auf dem Monde treten diese Verhältnisse viel greller hervor. Der Gipfel des Berges Hagens wird z. B. 9 Stunden früher von der Sonne beschienen als sein Fuß, und wenn man sich den Mondpolen zuwendet, nimmt diese Verlängerung des Tages für die Spitzen der Mondberge noch sehr zu, bis endlich gewisse Gipfel in der unmittelbaren Nähe dieser Pole gar keine Nacht mehr haben, sondern geradezu im ewigen Sonnenschein glänzen. Man kann diese Gipfel schon mit einem mäßigen Fernrohre von der Erde aus erkennen und ebenso deutlich verfolgen, wie die Sonne die Spitzen mancher Mondberge stundenlang vergötet, ehe die Schatten um den Fuß derselben verschwinden. Die Nächte des Mondes werden auf der uns zugekehrten Seite während ihrer ganzen Dauer durch die Erde erleuchtet. Unser Planet erscheint einem Auge auf dem Monde als eine Scheibe von vierzehnmal größerer Fläche als uns die Mondscheibe, eben so zeigt dort die Erde Phasen wie hier der Mond, nur sind dieselben umgekehrt. Wenn wir hier erstes Mondviertel haben, so ist auf dem Monde letztes Erdviertel, haben wir Neumond, so ist auf dem Monde Vollerde u. s. w. Für den größten Theil der uns zugewandten

Mondseite geht die Erde weder auf noch unter, sondern steht stets in einer und derselben Richtung am Himmel, wobei sie ihre Stellung nur langsam und wenig ändert. Die Sonnenscheibe erscheint auf dem Monde nicht merklich größer oder kleiner als auf der Erde, auch die gegenseitige Lage der Sterne ist dort dieselbe wie hier, allein die Bewegung derselben ist so langsam, daß erst in 27 Tagen ein Umschwung des Himmelsgewölbes erfolgt. Da der Mond nur eine überaus dünne Lufthülle hat, so giebt es dort keine Morgen- und Abenddämmerungen und eben so wenig ein erleuchtetes Himmelsgewölbe, Sonne, Erde und Sterne sind den ganzen Tag hindurch zugleich am Himmel sichtbar, und sobald die Sonne untergeht, tritt für die ganze Mondlandschaft augenblicklich tiefe Nacht ein, die nur durch das Erdenlicht gemildert wird. Die Temperatur der Mondoberfläche zeigt die größten Veränderungen von Hitze und strenger Kälte. Während einer Zeitdauer von 14 Erdentagen der ununterbrochenen Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, muß der Mondboden sich in den äquatorialen Gegenden weit über die Temperatur des siedenden Wassers erhitzen, worauf in der langen Nacht eine Abkühlung erfolgt, welche die Bodentemperatur bis zu sibirischen Kältegraden herabdrückt.

Aus dem Vorhergehenden wird ohne weiteres ersichtlich, daß die gegenwärtigen Zustände der Mondoberfläche nicht geeignet sind für lebende Wesen von der Organisation des Menschen. Es kann daher kein Zweifel darüber sein, daß Mondbewohner, die uns körperlich ähnlich sind, nicht existiren, dieser Schluß ist völlig unanfechtbar. Natürlich ist dadurch keineswegs ausgeschlossen, daß möglicher Weise lebende Wesen von anderer Organisation, die eben den dortigen Verhältnissen angepaßt ist, auf dem Monde vorhanden sein könnten. Der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebende berühmte Mond-Erforscher Schröter glaubte in der That an verschiedenen Stellen der Mondoberfläche Spuren wahrgenommen zu haben, die auf Gewerbe und Kulturen vernünftiger Geschöpfe hindeuteten. „Vielleicht,“ sagt er, „ist mancher kleine, als ein flacher Berg erscheinende Gegenstand, der selbst dann, wenn ihm die Erleuchtungsgrenze sehr nahe ist, keinen deutlichen Schatten wirft, dergleichen sehr viele auf der Mondfläche vorhanden sind, sowie mancher kleine helle Fleck, woraus man nicht weiß was man machen soll, ein bebauter Wohnplatz vernünftiger Mondgeschöpfe; und vielleicht liegt eben darin und in den Gewerben, welche daselbst getrieben werden, mit die Ursache, warum mancher von dergleichen Gegenständen so oft unter völlig gleichen und ähnlichen Erleuchtungswinkeln unsichtbar ist, dann aber, wenn er sichtbar ist, bald heller, bald dunkler, bald mehr, bald weniger deutlich erscheint. Eben solche abwechselnde Phänomene würde manche volkreiche oft in Nebel gehüllte Stadt unseres Erdbodens aus dem Monde beobachtet dem Auge geben. Und so kann auch manche monatlich abwechselnde Farbenveränderung einiger sich dadurch besonders auszeichnenden größeren Mondflecken eben so gut in einer nach den monatlichen Wechselzeiten sich richtenden Kultur, als in der verschiedenen Reflexion des Lichtes und in atmosphärischen abwechselnden Veränderungen ihren Grund haben.“

Ueberhaupt hat der Gedanke, daß der Mond gleich unserer Erde und allen übrigen Weltkörpern von vernünftigen, seiner physischen Anordnung gemäß organisierten Geschöpfen bewohnt wird, für einen Beobachter des Himmels viel Anziehendes. Kästner sagt über die vorzügliche Lage unserer Erde im Weltgebäude: „Nur wir können von den Bewegungen und Eigenschaften der Weltkörper Wahrheiten festsetzen. Hätte der Schöpfer nicht haben wollen, daß wir dieses thun sollten, er hätte uns kein so bequemes Observatorium gegeben.“ Man kann dieser Ansicht beipflichten oder nicht, jedenfalls sind diejenigen kleinen Fleckchen auf dem Monde, die Schröter als Produkte der Thätigkeit von Mondbewohnern ansah, lediglich Erzeugnisse der Natur. Ich habe sie sämmtlich mit weit besseren optischen Hilfsmitteln, als Schröter besaß, untersucht und sie zweifellos theils als kleine Krater, theils auch als Gruppen von Hügeln erkannt, die durch vulkanische Kräfte oder vielleicht durch Verwitterung ihr gegenwärtiges Aussehen erlangten. Nach Schröter war es, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, besonders Gruthuisen in München, der eifrig nach Spuren von organischen Wesen auf dem Monde suchte. Er glaubte auch eine Art von Festungswerk entdeckt zu haben in einem System von radial verlaufenden Wällen, die von anderen durchschnitten werden. Dieses Gebilde auf dem Monde hat allerdings ein

eigenthümliches Aussehen, und Mancher, dem ich es am Fernrohr meines Observatoriums zeigte, war davon überrascht. Allein es handelt sich, wie die genauere Untersuchung darthut, doch nur um eine Naturformation, denn die Wälle sind viele Meilen lang, die Thäler, welche sie zwischen sich fassen, könnten jedes bequemer eine Stadt wie Paris fassen, und endlich zeigen sich dazwischen hier und da zerstreut kleine Kraterregel mit unregelmäßigen Felswänden, kurz alles ähnlich, wie man es auch an anderen Stellen des Mondes findet. Gruthuisen hat auch auf gewisse schmale Furchen hingewiesen, die in manchen besonders flachen Gegenden des Mondes gesehen werden können. Er hielt dieselben theils für die Betten ehemaliger Mondflüsse, theils für eine Art von künstlich erzeugten Hohlwegen. Diese Furchen, von den Mondbewohnern „Rillen“ genannt, sind in der That überaus merkwürdige Bildungen. Man kann sie meist nur an mächtigen Ferngläsern sehen, und auch dann gehört eine große Virtuosität im Sehen dazu, um etwas Genaueres an ihnen zu erkennen.

Die größten und leicht sichtbaren sind meines Erachtens nicht Anderes als Risse des Mondbodens, die durch vulkanische Eruptionen und Bodenkümpfe entstanden sein mögen. Man findet bei weitem, daß diese größeren Rillen durch einen kleinen Krater ziehen und dessen Wall geprenzt haben, auch größere Krater werden bisweilen von ihnen durchzogen: ein Beweis, daß die Krater schon vorhanden waren, als die Rille sich bildete. Gewisse kleine Furchen, von vielleicht 500 bis 1000 Fuß Breite, mögen die Betten ehemaliger Mondflüsse sein, die heute ausgetrocknet sind und nur ihre zerfallenen Ufer unjern Ferngläsern zeigen. Diese Rillen können, weil sie flach und anscheinend stark verwittert sind, nur unter sehr günstigen Verhältnissen gesehen werden, und die früheren Beobachter haben sie nicht gefasst, nur Gruthuisen hat einige davon wahrgenommen. Bisweilen zeigen nun selbst Rillen da, wo sie einander am nächsten sind, eine flache und sehr schmale Querrille, die kanalartig beide mit einander verbindet. Ich muß gestehen, daß diese Furchen, welche zwei größeren Rillen mit einander auf dem kürzesten Wege verbinden, mich bisweilen frappirt haben, und von allen Formationen der Mondoberfläche, die ich kenne, möchte ich höchstens nur bei diesen Verbindungskanälen die Möglichkeit eines künstlichen Ursprungs nicht völlig für abthun halten. Um Mißdeutungen zu vermeiden, füge ich jedoch ausdrücklich hinzu, daß ich einen solchen künstlichen Ursprung deßhalb durchaus nicht behaupte!

Je länger man sich mit der Untersuchung des Mondes beschäftigt, um so vorichtiger wird man in seinen Schlüssen; an ist ein wirklicher Fortschritt unserer Erkenntniß nur zu erlangen, wenn man stets bedacht ist, Sicheres und Ungewisses streng zu scheiden. Wenn ich hier aussprechen soll, was sich mir nach vierjährigem Studium der Mondoberfläche, bezüglich lebender Wesen auf derselben, mehr und mehr als höchst wahrscheinlich angegedrängt hat, so muß ich sagen, daß meiner Meinung nach die Epoche, in welcher der Mond von denkenden Wesen bewohnt wurde, längst hinter der Gegenwart liegt. In einer sehr entfernten Zeit, als an der Oberfläche unserer Nachbarwelt noch freie Meere vorhanden waren, als vielleicht auch seine Atmosphäre eine größere Dichtigkeit besaß als heute, in einer Epoche, da unsere Erde noch nicht den Eindruck eines menschlichen Fußempfangen hatte, da mag der Mond die Heimath intelligenter Geschöpfe gewesen sein. Dieselben starben aber nach und nach aus, als im Laufe zahlloser Jahrtausende die Mondoberfläche freies Wasser und den größten Theil ihrer Atmosphäre verlor. Haben nun jene Wesen Produkte ihrer Thätigkeit hinterlassen können wir höchstens hoffen, dieselben theilweise noch in ungestörtem Zustande vorzufinden, falls unsere Teleskope bis dahin vordringen und es uns gelingt, das Wahrgenommene richtig zu deuten. Diese Ansicht, welche ich mit aller Reserve gebe, die der Gegenstand naturgemäß erheischt, scheint mir jedenfalls wissenschaftlich gerechtfertigter, als die Meinung, welche den Mond zur Wohnstätte eines hoch civilisirten Volkes macht, das sich möglicher Weise mit uns einmal durch optische Signale in Correspondenz setzen könnte. Was aber immer die Wissenschaft bezüglich der etwaigen Mondbewohner dereinst ermitteln mag, stets werden die Ergebnisse Streiflichter auf die Zukunft unseres eigenen Seins werfen. Denn zuletzt durchforschen wir die Himmel wie den Dunkel der Erde nur, um etwas Aufklärung zu finden über die große Räthsel unseres eigenen Daseins.

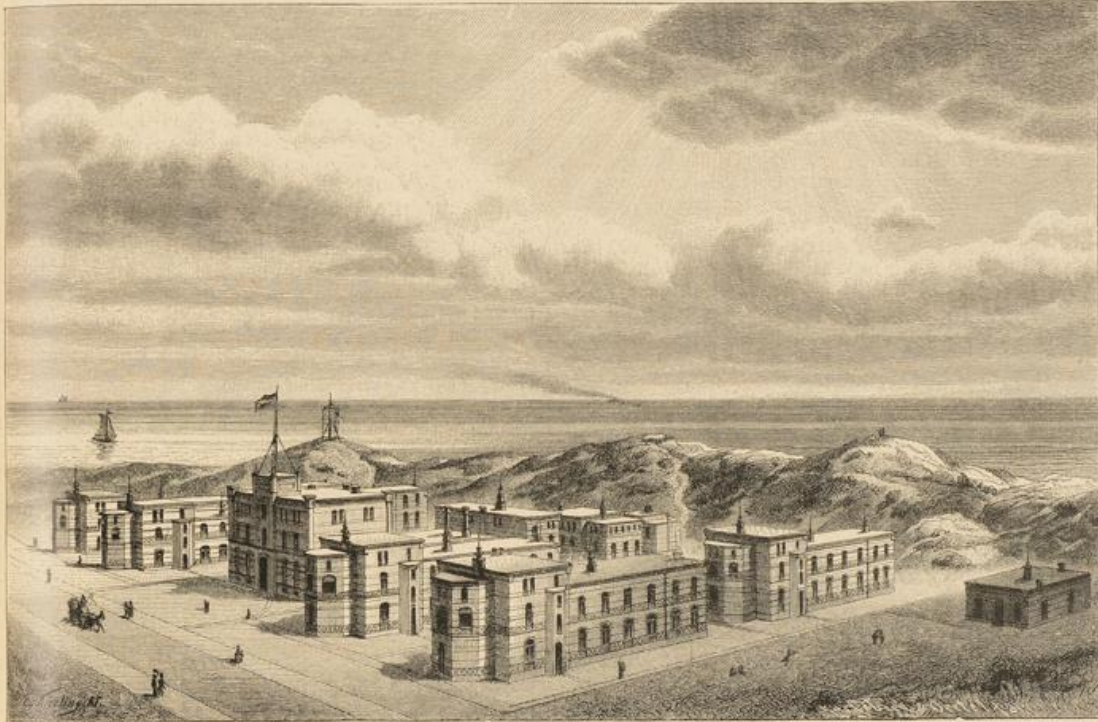
Dr. Klein.

Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Die kleine Inselwelt der deutschen Nordseeküste hat im Laufe der letzten Jahrzehnte die ihr gebührende Beachtung gefunden. Die Heilwirkung der herrlichen Seeluft und der schäumenden Seebäder ist in weiten Kreisen bekannt geworden, und die Zahl derer, welche die Nordsee-Inseln alljährlich während der Sommer- und Herbstmonate aufsuchen, um dort Gesundheit, neue Kraft und neuen Lebensmuth zu finden, ist in fortgesetztem Steigen begriffen. Auch kranke oder schwächliche Kinder bilden darunter einen nicht geringen Procentsatz, seitdem es festgestellt wurde, daß der gute Einfluß der Seebäder namentlich bei Strophulösen Kindern geradezu ein ersäumlischer zu sein pflegt. Leider konnten bis jetzt nur die Bemittelten ihre Kinder an die See schicken, während die ärmeren Klassen, in denen die Strophulose am meisten verbreitet ist, auf eine solche Kur verzichten mußten. Noch heute müssen viele Eltern, die ihr krankes Kind vielleicht durch eine sechs- bis achtwöchentliche Kur an der See erhalten und dauernd gesund machen könnten, dasselbe dahinwelfen sehen,

Heilkraft der See bei so vielen Krankheiten der Menschen erkannt und Anstalten gegründet, welche ähnlichen Zwecken dienen, wie die Heilstätten an den deutschen Seeküsten, und welche auf große Erfolge zurückblicken können. Die Erwägung dieses Umstandes mag mit dazu beigetragen haben, daß dem Verein aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds die Hälfte der Bausumme unter der Bedingung zugesichert wurde, daß die andere Hälfte bis Ende des Jahres 1883 von der deutschen Nation aufgebracht würde.

Inzwischen hatte unser stets zu thatkräftiger Hilfe bereitete Kronprinzliches Paar das Protektorat des Vereins übernommen, und unter dem Schutze desselben wurde eine Lotterie veranstaltet, welche dem Verein eine bedeutende Summe einbrachte. Schenkungen von Privatpersonen, welche sich für die Sache besonders interessirten, kamen hinzu; so spendete unter Anderem ein unbekannt gebliebener Deutsch-Amerikaner allein die Summe von 100 000 Mark, und am Schlusse des Jahres 1883 konnte



Seehospiz auf Norderny.

Nach einer Skizze von Oswald Dreher.

weil ihnen die Mittel fehlten, den kleinen Kranken und den nöthigen Wärtern im theuren Bade zu erhalten.

Es ist nun das eigenste und große Verdienst des für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbenen Professors Dr. Beneke, ein Institut ins Leben gerufen zu haben, welches diesen Uebel so viel wie möglich Abhilfe schaffen will. Am 3. April 1881 gründete Beneke zu Berlin den Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten, welcher in kurzer Zeit in ganz Deutschland bekannt wurde und eine bedeutende Mitgliederzahl erlangte. Der Zweck dieses Vereins ist die Errichtung von Heilstätten an den deutschen Seeküsten, in denen schwachen und kranken Kindern gegen Zahlung eines geringen Verpflegeldes, unter Umständen auch Unterkunft, Wohnung, Beköstigung, erzieherische Obhut und Leitung, sowie ärztliche Behandlung gewährt werden soll. Der Verein erbaute darum Heilstätten oder Hospitäler in Wot auf Föhr, in Jovopot bei Danzig und auf Norderny, welche letztere Anstalt die beiden erstgenannten an Umfang und Bedeutung weit übertrifft.

Nach den Plänen und Kostenanschlägen, mit deren Aufertigung der Regierungsbaumeister Wienburg aus Oldenburg betraut wurde, stellte sich die Bauumme für das Norderner Seehospiz auf eine halbe Million Mark. Eine so bedeutende Summe konnte der Verein in kurzer Zeit nicht aufbringen, und der Bau hätte vorläufig unterbleiben oder doch bedeutend eingeschränkt werden müssen, wenn es nicht dem damaligen Vorstehenden, dem Professor Dr. Beneke, gelungen wäre, unseren Kaiser für die Sache des Vereins zu gewinnen. In anderen Staaten, besonders in England, Frankreich und Italien, hat man schon seit längerer Zeit die eminente

der Verein über mehr als 600 000 Mark verfügen. Die Bauumme für das Seehospiz auf Norderny war also aufgebracht, und man zögerte nun nicht mehr, an die Ausführung zu gehen.

Heute steht das umfangreiche Institut bis auf den inneren Ausbau fertig da und wird voraussichtlich zum Schluß der diesjährigen Bauperiode vollendet sein.

Die aus 12 größeren Gebäuden bestehende Anstalt liegt in einem Thal, geschützt durch hohe Dünnenketten gegen die rauhen Winde, in geringer Entfernung vom Inseldorf und doch nahe am Badestrand. Sie bietet Raum für 400 kranke Kinder und entspricht in ihrer praktischen Einrichtung allen den Anforderungen, welche die medicinische Wissenschaft an ähnliche Institute stellen muß.

Nach dem Tode des Professors Dr. Beneke, welcher sich in dem Seehospiz auf Norderny ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, in welchem sein Streben und Wirken für die leidende Menschheit den schönsten Ausdruck gefunden, übernahm der bairische Gesandte zu Berlin, der Ministerresident Dr. Krüger, die Leitung des Vereins und setzte das angefangene Werk thatkräftig fort. Unter dem Vorstehe desselben wird der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten bald die Norderner Anstalt der öffentlichen Benutzung übergeben können, und als dirigirender Arzt ist der durch seine Wirksamkeit an dem Luftkurorte Uppigeringe in weiten Kreisen bekannt gewordene Dr. Köhden in Aussicht genommen. Die Zeit der Kämpfe hat jedoch für dieses gemeinnützige Institut ihr Ende noch nicht erreicht. Es müssen noch Mittel für den Betrieb und namentlich für Schaffung von Freistellen gesammelt werden. Dessen wir, daß die werththätige Hilfe des deutschen Volkes auch künftighin der edlen Stiftung nicht verlagt bleibe!

* Bzgl. „Gartenlaube“ Jahrg. 1882, Nr. 8, S. 127.

Unruhige Gäste.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Der Abend war gekommen über Gebirge und Thal. Auch diesmal unhold — kalt und windig; ein Abend, an dem man überall gern am Herde, am Familientische oder in der Schenke zusammenrücken durfte.

Draußen im Thale, im gemüthlichen Honoratiorenzimmer von Bremer's Hofe sagte Doktor Eberhard Hauff, die lange Weife von Neuem in Brand setzend:

„Meine Herren, da kommen Sie eben wieder auf das, was Sie meine Beguinengeschichte nennen, die ganz hauptsächliche Historie von meinem armen kleinen Mädchen aus Galah und meinem merkwürdigen Baron, meinem Hauptpatienten der Saison. Und da möchte ich mir jetzt eine letzte — eine allerletzte Bemerkung gestatten. Nämlich Sie wissen, ich bin kein Kostwächter; ich halte ganz gern mit bei guten und schlechten Wigen und Schnurren, kein wärtester Weidinger thut mir was an, ich wirke gern selber fröhlich mit dem alten Klassiker, wenn's nicht anders sein kann, nach besten Kräften zur Aufreicherung der Unterhaltung; aber — was das eben wieder aufs Tapet gebrachte Thema betrifft, bitte, so lassen Sie mich dabei aus der Konversation. Begutachten Sie das Ding, wie Sie wollen, reden Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich einfach bloß zuhören. Kinder, unser Herrgott ist uns so gnädig gewesen in Zuführung von kostbarem Unterhaltungsstoff fürs Winterhalbjahr; wie wär's nun, wenn wir in Hinsicht auf diesen einzigen Punkt seine Güte 'mal nicht mißbrauchten? Es ist ja richtig; anlockend ist die Geschichte auch für uns hier bei Bremer; aber was meinen Sie zu dem Vorschlage, dieselbige diesmal gänzlich unseren Weibern zu überlassen und uns selber meinetwegen lieber an alles Andere zu halten? Doch, wie gesagt, thun Sie, was Sie wollen laut Paragraph Neunhundertneundneunzig unserer ungedruckten Statuten: Zwang is nich! Sagen und singen Sie, ventiliren Sie, wenn Sie's nicht lassen können; doch den Doktor Hauff lassen Sie gütlich diesmal als Berufungsinstantz aus dem Spiel. Diesen Kreisel dreibe ich nicht mit. Warum? Darum! Dixi!“

Wir brauchen wohl nicht mitzutheilen, was der winterliche Stammgastkreis bei Bier und Tabak in Bremer's Hofe hierzu meinte. Nur das wollen wir noch sagen, daß Alle, die weibliche Angehörige hatten, mit denen die Sache noch einmal durchsprachen, und zwar gründlicher als je vorher. Ob freilich die Sommergeschichte von Phöbe Hahnemeyer und ihrem „Baron“ und der schönen Valerie des Professors von Bielow dadurch mehr ins Akte gebracht wurde, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Derartige soll ja immer gut aufgehoben sein in den Herzen und Händen der Frauen, und das ist wenigstens eine Beruhigung.

Ein ander Gewölk, ein anderer Erdennebel umjagt uns ein wenig weiter oben, im Krage des Bergdorfes, an dem Tische, an welchem um dieselbe Abendstunde der Käfel das Wort nahm, nachdem der Vorsteher es vor ihm gehabt hatte.

„Sakrament, so schweigen Sie doch endlich mal still mit Ihrer ewigen Anspielung auf meine besseren Zustände, meine — Herren! Wie oft soll ich's denn noch der Kameradschaft breitreten, daß sie wahrhaftig nicht schuld dran ist, wenn Unferneiner auch noch mal an den Tisch rücken kann in der honorarigen Gesellschaft und Trunpf aufspielen? Na, daran rührt lieber gar nicht, Freundschaft, wenn es bei einem fernereitigen guten Auskommen mit 'nander bleiben soll! . . . Hier, auf ihr Wohlsein! ich meine das liebe Fräulein aus dem Pastorhause. Wäre die nicht bei meiner Wuth und Tollheit, nach meiner Alten jammerhaftem Eingehen im Busch, so vernünftig und nachgiebig gegen den Herrn Professor, den Herrn Baron gewesen, so läge ich für Euch, Gewattern, wohl heute noch lange gut im Walde mit meinen Bülgern. Ihr hättet uns sicher nicht aus der Wildniß ins Dorf hereingebracht und freiwillig 'nem ordentlichen Kehl nach seinem Verdienst seine Ehre gegeben. Das Dach, das Futter, das Leben, das Ihr dem Volkmar Fuchs und seinen Angehörigen gönntet, das war was Aares; aber Ihr selber mochtet es freilich nicht geschenkt! Na, aber wie gesagt, darum keine Feindschaft mehr, denn wer die Menschheit in dieser Hinsicht kennt, der kennt sie.

Wer in die Welt hinaus gewesen ist, weiß, wie es in ihr zugeht, und läßt nachher der angenehmen Unterhaltung wegen schon Zän gerade sein, wenn er wieder obenauf gekommen ist. Noble bleibt Noble, sagte mein Herr Graf, und Lämmel bleibt Lämmel, und Unferneiner bleibt Unferneiner, sage ich. Prost! Jawohl — Prost auf die Weibsleute, Gewatterichast! denn wer anders als die Weiber haben dem Käfel wieder zu seiner Aestimation unter der Menschheit verholten? Legt die Eine sich hin und wird von Euch aus dem Dorfe geschmissen, und stirbt ihm ab in der Wildniß, so kommt die Andere heraus und will sich zu ihr betten in ihrem Gottesherzen, pure um so 'nen rändigen Lumpen wie den Fuchs nicht länger lästern zu hören und in seinem Gist und verrückten, tollen Sinn zu lassen. Und die Dritte, na die Dritte, ja die Dritte, die Bornehmste, die reitet gar auf Bißte zu dem Käfel unter den Windbruchhöckern und taugt ihre Semmel zu Mittag in seine Gesselppe auf Du und Du, bloß weil sie drauten im Bad von seinen Meriten und seinem Glend vernommen hatte. Gott segne es ihr vor allen, was sie und der Herr Baron, der Herr Professor durch ihre Konnexion am Volkmar Fuchs — dem Käfel vollbracht haben, nachdem sie in genauere Erfahrung gebracht hatten, wie sauber ihm mitgespielt worden war.“

„Das war eben der Glücksfall für Dich, Fortswart!“ meinte die Dorfkruggenossenschaft im Kreise. „Deiner Suppe wegen allein ist sie wohl nicht zu Dir im Windbruch gekommen, aber bedanken kannst Du Dich dafür, da hast Du Recht.“

„Die Frau Professorin soll leben, die Frau Baronin von Bielow soll leben, und wer da nicht mithält, der ist ein ungebildeter Mensch und sozialer Lump und Hallunke. Warum? Darum! Das sage ich!“ rief der Käfel, auf den Tisch schlagend, daß alle Bier- und Branntweingläser aufhüpften.

Sie hielten auch Alle mit, bis auf Einen, den Meister Spörenwagen, der diesmal ausnahmsweise auch mit unter der Gesellschaft saß, da er in der Dämmerung der Krugwirthin eine neue Wiege ins Haus geschafft hatte. Der griff in seinem Winkel hinter sich an die Wand und langte seine Mütze vom Nagel und sagte: „Guten Abend, meine Herren!“ und ging. Er wußte, trotzdem daß er nicht auf Schulen und Universitäten gewesen war, wie der Landphysikus und Bade-Arzt Doktor Eberhard Hauff, doch vielleicht noch mehr von Welt und Leben, und wußte genauer als der, daß es selten etwas hilft, darin zum Rechten zu raten und zu reden. Man kann sämtliche Knochen, Adern und Muskeln im menschlichen Körper, und zwar bis ins Einzelne, ganz genau kennen und doch der Kreatur im Ganzen gegenüber recht häufig mit wenig Nutzen seinen Athem und seine Ueberzeugungsgabe vergeuden. Wie sie drauten im Thal, in Bremer's Hofe nach des Doktors Abgang über Gott und Welt, das Univerjum und noch Einiges jenseit desselben die Unterhaltung weiter führten, so diskurirten sie auch oben in dem Gebirge, in der Dorfkrug weiter, nachdem Spörenwagen seinen Abschied genommen hatte, ohne der Gesellschaft vorher eine Rede gehalten zu haben.

„Was hatte denn Der wieder?“ fragte man im Kreise, und der Fortswart Fuchs brummte verdrossen:

„Laßt ihn ja laufen; die Kumpanei, in der Der sein Plätzchen vergnügen finden wird, die soll noch lange gesucht werden. Wir Zwei sind ja jetzt wenigstens in Güte aus einander, und das ist ein Trost — Sakrament. Aber das will ein Demokrat sein und ein Philosoph, so Einer, dem Alles zu einem Naorren vor seinem Hobel wird! Lieber noch mit unserem Pastor in einem Bett, als mit dem an einem Tisch oder gar noch hinter einem Glase und einem Mädchen. Mit dem Pastor weiß man doch wenigstens, wie man mit ihm dran ist; aber wenn mir von diesem Heimtücker Spörenwagen Einer sagt: Fuchs, den kenne ich genau, es ist mein bester Freund! so sage ich: Kamerad, rücke 'nen Stuhl weiter und laß 'nen Anderen zwischen uns sitzen; wir Beide passen nicht nahe zusammen. Was wollten Sie sagen, Schulmeister? Sie haben das Wort.“

„Ich wollte mir nur eine Bemerkung gestatten, nämlich in Anbetracht der Philosophie, meine Herren. Das hat wohl seine Berechtigung; denn Bildung ist freilich die Hauptsache in der

Welt und im menschlichen Dasein. Bildung hat die Schlacht bei Königgrätz und bei Sedan gewonnen; aber sie muß auch an den Rechten gerathen, der sie mit Maß weiter mittheilt. Zum Exempel, wenn so Einer — Namen brauche ich ja nicht zu nennen — so in seinen jungen Jahren über seinen angeborenen Kreis hinausgekommen ist mit seinem Handwerk, wenn er so zum Beispiel sich von meiner Schulbank weg die Sohlen meinethwegen unter ein paar fremden Nationen abgelaufen hat — was bringt er dann nach Hause? Ueberhebung und nichts weiter. Wenn da nun der Staat einschreiten könnte und immer die Richtigen auswählen wollte und sie mit Stipendien versehen —“

„So zum Exempel zuerst vor Allen die Schullehrer! Ja, das möchtet Ihr wohl, Schulmeister,“ meinte das Dorf.

„Nicht, meine Herren. Ich gehöre ja noch zum alten Stil und weiß, daß man in meinen Jahren über seinen angestammten Wirkungskreis hinaus zu wenig nütze ist, und habe auch schon übergenug an meinem Kopfschütteln den Sommer durch an der Fremde drinnen im Bad; aber unsere Stimme sollten wir dabei haben. Zum Beispiel, Euch Beide kenne ich d. h. ganz genau, Volkmar — Sie und Spöremwagen. Und da soll mir doch Keiner kommen und rathen wollen, wenn ich meine Stimme zur höhern Ausbildung und zum Nutzen hätte zutheilen sollen. Nach bestem Wissen und Gewissen hätte ich auch schon ohne guten Rath gewünscht, wenn ich hätte wünschen müssen, daß er sich die Höner zur richtigen Stunde abgelaufen hätte. Was meinen Sie zu meiner Ansicht, Vorsteher?“

„Daß das so eine Sache ist, und daß man nach meinem Erachten am besten thut, wenn man denkt, es ist Bortu so wie Hinten — Menschen sind wir Alle. Meines Amtes ist es, auf Ordnung im Dorfe zu halten, und da muß ich wohl sagen, da weiß ich noch heute nicht recht, mit wem ich am liebsten zu framen habe: mit dem Käfel, ich meine da den Volkmar, wie er war, oder Spöremwagen, wie er ist. Ihr Andern Alle könnt Euch nur bedanken, daß wir von Obrigkeit wegen noch immer fürs Erste da sind und darauf sehen, daß Keiner von den Zweien gleich seinen Willen kriegt: der Eine mit seiner Wüthhaftigkeit und seinem Knüttel, der Andere mit seinem Berkehr ins Stille und seinem politischen großen Hobel, mit dem er aus seinen Büchern her die Welt glatt machen möchte. Habe ich Recht, oder habe ich Unrecht, Gewatterschaft?“

Wer sich zu den „besten“ Männern im Dorfe zählen durfte, stimmte zu; die Andern hielten das Maul und thaten bei der gegenwärtigen Stimmung in der Gesellschaft wohl daran. Auch sagte Einer von den Letztern vom untern Ende des Tisches her:

„Kuriös ist's aber, wie sich das gerade so zusammengefunden hat als Vögel aus einem Neste; Spöremwagen und unseres Pastoren Schwester. Auf das Fräulein wird doch Keiner Schlimmes hindern, und es sind keine zwei besseren Freunde im Dorfe, als Fräulein Phöbe und Spöremwagen; obgleich der Schulmeister sagt: der ist ein Gottesleugner und glaubt weder an eine Auferstehung noch eine Vergeltung; und der Vorsteher: der will ganz in der Stille Alles über'n Haufen schmeißen, und der Kä — da, der Volkmar Fuchs in seiner schlimmsten Wuth auf der Bierlingsweise ist nur ein saugend Kind gegen ihn.“

„Hierüber ließe sich freilich Manches reden,“ sprach der Schulmeister, bedächtigt den Kopf schüttelnd. „Das ist die Sache, worüber sich die größten Gelehrten in der Welt noch nicht klar sind. Und hier wiederum läßt sich auch eigentlich gar nicht darüber reden. Hierüber kann Jedwedeiner sich auch nur ganz in der Stille seine Gedanken machen; gerade so wie über die andere Kuriosität auf unserm Gottesacker —“

„Wo unser Fräulein bei Gesundheit und jungen Kräften und Jahren sich ihre Stelle bei der See käuflich erworben und von Euch hat schriftlich geben lassen, Kantor.“

„Sie nicht, wohl aber der Herr Professor von Bielow; und dieses wäre dem zum Andern eine Art von Kameradschaft, von der Vieles zu reden wäre, über die man aber auch seine Meinung am besten bei sich behält.“

„Ja, ja, man soll auch auf der Pfärrreise seinen Spaß nicht zu weit treiben; obgleich wir damals dem Herrn Baron von Gemeindewegen dankbar genug für seinen guten Einfall sein konnten, Fuchs,“ meinte der Vorsteher.

„Ein Spaß für mich war's gerade nicht!“ brummte der Forstwart.

„Das will ich auch nicht gesagt haben, Kä — Volkmar; aber über den Fall muß man eben die Leute drunten im Bad reden hören. Na, Todtengräber, und auch die Frau Professorin, die Frau Baronin, die Ihr ja auf unserm Kirchhof hinterm Buch vernahmet, als sie unserm Fräulein Phöbe ihre Meinung sagte. Nun, ja, sie haben ja wohl auch im nächsten Frühjahr eine passende Unterkunft dafür, wenn wieder 'mal für Einen von der feineren Sorte Menschheit aus dem Spaß ein bitterer Ernst werden sollte. Ja, ja, Forstwart Fuchs, das hättet Ihr Euch in Euerem verrückten Sinn, als Ihr noch der Käfel waret, nicht träumen lassen, was Ihr an Unheil anrichtet, weil Ihr nicht einfach Bernunft annehmen wölltet! Nun höre aber 'mal Einer den Wind! Ist das nicht als ob der Hadeberg große Hoffjagd hielte? das ist auch Schnee am Fensterladen, nicht wahr, Krüger? Eh ja, wenn Jeder meint, er brauche nur sein oder grob seinen Mund aufzusperrn, um seinen Willen zu kriegen, weshalb sollte es der Winter nicht auch thun? Ein Glück ist's nur, daß wir schon von unseren Vorfahren hier her wissen, was es damit auf sich hat. Die haben es uns von Urzeiten an hinterlassen, Freundschaft: Jeder für seine Kellerlöcher, und unser Herrgott fürs Ganze!“

21.

Wir haben in dieser stürmischen Winternacht von zwei Briefen zu berichten, die im Laufe des Tages in dem Pfarrhaus des Pastor Krudens Hahnemeyer abgegeben waren; der eine in Begleitung einer Kiste und mit ausländischen Poststempeln und sonstigen Signaturen, der andere ganz aus der Nähe und überschrieben und gesiegelt in einer Weise, der man es ansah, daß Absender oder vielmehr Absenderin in dergleichen Dingen nicht die geschickteste Hand hatte.

Den ersten hat der Pastor Krudens auf seinem Schreibtisch liegen, er kam erst gestern Abend an. Der andere, der nur an Fräulein Phöbe Hahnemeyer allein adressirt war, ist schon am Morgen angelangt, und Fräulein Dorette Kristeller hat ihn geschrieben und er lautet:

„Mein Herzenskind, vielleicht weißt Du es besser als wie ich selbst und Du kannst es mir sagen warum ich gerade heute an Dich schreiben muß! Denn es ist als ob ich nichts dazu könnte, und eine Gewalt mir die Feder in die Hand gäbe und mir die Feder führete. Nämlich mein Herzenskind es ist mir an den unfreundlichen Tag bei den Regen und Sturm gerade aus Deiner Gegend als passirte Dir was, wobei ich bei sein müßte zu meinem und Deinem Trost. Ist es eine Ahnung oder irre ich mich, so soll es mir lieb sein nämlich das letzte. Aber das Herz ist mir recht schwer bei die dunklen Tage, wo man schon um vier Uhr Licht anstecken muß, und es war so schön im Sommer, im Monat Juli mit uns Zweien. Du weißt schon wo. Bei uns in der unruhigen, bösen, argen Welt, wo jeder denkt was ich lache gilt und ist doch bloß Topf und Kessel auf einem Feuer! Wo ich auch Deinen Herrn Bruder nicht ausmachen kann, denn wie sollte ich sonst dazu kommen und Dich nicht ihm alleine lassen?“

Was haben wir erlebt in dem Sommer! ich mit meinen fünfundsiebzig, Du mit Deinen zwanzig Jahren. Ich als Beilage zu meinem schon übergewichtigen Ueberdruß, Du in Deinen Kindergrüßfrieden hinein. Lieber Himmel, und ich dachte, daß ich die Menschen und was sie einander gegenseitig erleben lassen könnten, schon in und auswendig kenne und nichts, gar nichts zu zu lernen brauchte.

Da bist Du gekommen, mein Herzensschmerzkind. Ja da bist Du gekommen wie aus dem Abendhimmel mit Deinem Bündel und hast die alte Gistante von weiland der Apfefe „Zum wilden Mann“ in die Schule genommen, und hast mich gelert, daß ich mich doch nur hätte schämen sollen die Jahre lang nachdem Oberst Agomistah da war und meinen Bruder Philipp seligen und mir in Herzlichkeit und Vergnügen das Fell abzog und sich gar nichts Schlimmes dabei dachte. Es war ein Irthum von mir, daß dies ein Ausnahmefall von Menschen und Menschenwerk und Thun gegen einander sei. Es ist die Regel und die Ausnahme kommt alle hundert Jahr nur einmal und weiß gar nichts von sich und für mich heißt sie diesmal und in alle Ewigkeiten Fräulein Föbechen, meine liebe Föbe, meine Goldföbe wie aus der Kindergeschichte und auch aus dem Brief an die Römer,

wo schon von ihr geschrieben steht im Sechzehnten im 2. Vers, sie hat Vielen beistand gethan, auch mir selbst.

Kind, als mir dein Wohlstand genommen ist, habe ich doch Gott sei gedankt meine guten Augen behalten und mein Auspassen was Leute thun und denken ist wohl noch genauer geworden, und auch das ist mir in meiner Bergelttheit und Einsamkeit zu einem neuen bitteren Gift geworden, bis ich auf Dich und Dein Thun und Denken habe passen dürfen in den Zultagen im hiesigen Armenhaus, Du weißt wohl bei welcher Krankenpflege. Daß mußt Du mir verzeihen, das ich Dir das jetzt beichte, denn es ist wohl mein letzter bester Trost in meinen letzten Tagen!

Liebe Hölbe, wärest Du nicht Du und sähest Du nicht seit in Deiner Burg, so hätten der liebe, freundliche und höfliche Mann, den wir im Juli vom Tode zu Leben verhalfen, und das unhöfliche seine Frauenzimmer, die Valeri, die Dir Deinen Eckenlohn in Dein Dorf trug, Dir noch Schlimmeres zu Wege bringen mögen, als meines Bruders Freund mir. Denn meines seligen Bruder Philipps Freund tätschte doch nur in unser täglich Auskommen; aber Deines Bruders Prudens Freund hätte Dir noch viel Schlimmeres angethan, ohne daß er eine Ahnung und also ein Gewissen hatte.

Gottlob, daß es so abgelaufen ist! ein Einfall auf dem Wege, um sich selber zu helfen, zufällig auf einem Kirchhof, zufällig auf Eurem Kirchhof und gegen den Schlingel, den Häkel, den ich von meinem Bruder her ganz gut kenne und weiß das es gar nicht nöthig war. O wie gut ist, daß Dir dieses nicht bis in's Herz gedrungen ist, sondern daß Du nur geglaubt hast, Du müßtest in Gottesnahmen Deine Pflicht ausfüllen, bis zum letzten! Ueber das Mädchen, sein sehigtes Weib, den andern Besuch bei Euch, hast Du mir ja mit Deinen traurigsten Augen den Mund verbotten. Ach, Hölbe, und sie betrug sich in ihrer Angst auch nur so ungerecht, als wir andern ordinären Frauenteute in unsern Lebensnöthen alle!

Gottlob, nun sitzt Du wieder oben bei Dir alleine, wie ich hier unten bei mir. Allein hat mans immer am besten auf Erden, denn der Besuch wie Du ist zu selten. Nun ist der Winterschnee auch diesmal eine Mauer, die Gott um Dich aufbaut und Du bist dahinter in Sicherheit mit Deinen lieben Herzen und denkst an den unruhigen Sommer und Deinen Gast nur als einen Traum. Du bist wieder frei von dem Mann aus der fremden Welt in Deiner Seele und auch mit Deinem sterblichen Leibe. Es weiß Keiner wo er begraben wird und bei wem, sich nach in der Viebel.

O wie hast Du Deine Pflicht gegen diesen freundlichen Menschen gethan! Und wach ein Segen bist Du auch mir allem Geschöpf durch dieses auf meine alten Tage geworden!

Denn nun sitze ich hier noch in der alten Armuth und Verlassenheit; aber die Wände rundum dünken mir nicht mehr kahl und mein Bett hart und der Ofen rauchig. Und die Winterwitterung draußen macht mir viel weniger als vorig Jahr. Das ist doch, als ob die alte Mansell Kristeller die letzten zehn zwölf Jahr an meinem bekümmerten Leben als wie an einem Effempel gerechnet hätte und konnte es nicht auffrieden, bis Du gekommen bist mit Deinem Bündel und hast mir geholfen — mir die ich doch in meinem Jörn auf die Welt und Menschheit ein ganz anderer Häkel war als Euer armer Tropf da oben im Wald.

Da brauchtest Du nur eine Viertelstunde bei mir zu sitzen auf der Bank unterm Fenster im Abendlichte, daß ich mich an die Stirne klopfen konnte und sagen:

Es war doch so einfach, Dorette!

Nun mögte ich Dir gern von unsern damaligen acht Tagen wieder reden. Wie Dein Sterbens- und also auch Lebenskamerad, der nette, kluge, gelehrte vornehme Mann alle Profesezung des Narren, des Doktors Hans tätschte und sich für diesmal mit dem Tod durch einen Typus von leichter Sorte abfand. Wie er aus seinem Schlaf aufwachend Dich zu seinem Stammen und will hofen auch Schrecken an seinem Bett im Siechenhaus vorfand, und wie Du ihn mir da liehest und Dein Bündel schnürtest und gingest wie Du gekommen wärest, wo ich denn Gelegenheit kriegte und nahm, diesem Mann mit seiner Hofergriße verschiedenartige nützliche Wahrheiten einzugäben.

Denn sieh mal, er mag ja wohl ein schöner Mann sein und alle Kunst und Wissenschaft und alle Künste in der Welt für sich haben, er ist doch nur ein armer schwacher Mensch wie wir. Anders Alle und geht mit der Stunde und was darin mit ihm stimmt wie meines seligen Bruders Freund der Oberst aus Braßilien, der Don Agouistha. Er weinte Thränen, als Du ihm zum letzten Mal die Hand gabest und als ich ihm seine Briefe aus seiner Welt zu lesen gab, da ist er ein Kind gewesen, das sich eine Tischede gestoßen hat und einen Apfel zum Trost frieß. Die Thränen mögen wohl aus der Schwäche von seiner schlümmen Krankheit herühren, aber das Lachen das stammte aus seinen gefunden Tagen und aus der Welt zu der er gehört und nicht herkranken. Wie gut, daß wir Beiden nichts mehr mit beiden zu schaffen haben. Ihm geht es wieder so weit nach seinen Wünschen in seinem Leben und uns Zwei auch.

Ja, mir auch! was ich nicht mehr geglaubt hätte und mir Dir zu verdanken habe. Die Welt ist eine harte Nus zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl; dieses war mir bekannt als ein altes wahres Wort. Aber nun weiß ich durch Deinen Umgang in den paar Tagen im Juli, daß das Wort doch nur halb oder auch gar nicht wahr ist. Mein liebes Herzenskind, durch Dich weiß ich nun die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur aber die Junge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu thun, darauf schmeckt man ihn nicht. Und nun weiß ich auch wie oft mein seliger Bruder Philipp mir das gesagt hat. Nicht mit Worten, sondern mit seinem lieben, armen, sanften, guten Leben und zuletzt noch mit seinem freundlichen Abscheiden in seiner Todesstunde mit seinem zufriedenen Einverständnis mit seinem harten Loos.

Dem that wie Dir, Niemand ein Leid an; und nun verzeih, wenn ich mir geiret habe: sollte und dieser Brief heute doch ungelegen kommen sollte. Ich konnte mir gegen den Drang nicht helfen, ich mußte Dir gerade zu dieser Stunde schreiben, obgleich das immer eine schwere Arbeit für mich gewesen ist und jetzt in meinen hohen Tagen noch viel mehr.

Es ist mir doch als ob ich erst seit wo Du im Siechenhaus mir Gesellschaft geleistet hast geleckt habe drauf in richtiger Weise acht zu geben, was eigentlich um einen ist, und nicht bloß mehr auff mich selber paßte. So alt mußte man werden um zu lernen, was der Wind sagt und der Schnee und der Regen an den Fenster, was mein Seliger Bruder immer gewußt hat und dabei an anderer Menschen Wohl und Wehe dachte.

Schiebs also auf den rauhen Winter auch vor Deinem Fenster da oben bei Dir in den Gebirge wenn Dich Deiner ewigen Freundin und alten Griesgramm und Murrlopf Schreiblust wundert. Ich dachte nur einfach an Dich und konnte nichts anderes. Schreib mir auch wie es Dir geht und was Du sonst treibst und grüße Spöremwagen, und Deinen Herr Bruder wenn's er nicht übel nimmt auch, Du kommst nimmermehr und niemals mehr aus dem Gedächtniß von Deiner Freundin Dorette Kristeller.

Am Morgen war dieser Brief mit der sonstigen amtlichen und außeramtlichen Korrespondenz des Pfarrhauses angelangt, und Pastor Prudens Bahnmeyer hatte ihn seiner Schwester zugeschoben mit der Bemerkung:

„Der Handschrift nach wieder von Deiner andern Sommerbekanntschaft, dem alten Fräulein Kristeller. Willst Du meine Meinung hören, Hölbe, so sage ich Dir, daß ich eine Fortsetzung dieses Verkehrs nicht gerade gern sehe. Ich höre und weiß, daß sie keinen guten Einfluß an den Krankenbetten, zu denen sie als Pflegerin gerufen wird, ausübt. Sie ist durch früheres Unglück verbittert und trachtet nicht auf unserm Wege nach dem was allein noththut, nach dem letzten Heil und Trost. Ich bin ihr einige Male begegnet bei den Geistig-Armen, und sie hat nie den besten Eindruck auf mich gemacht.“

„Willst Du diesen Brief lesen, Prudens?“ hatte nach einer Weile Hölbe mit zitternder Stimme gefragt, doch die Antwort war nur gewesen:

„Wozu? Bei Gelegenheit. Augenblicklich bin ich anders beschäftigt, Kind.“

Und während der junge Pfarrer, der Außerlichkeiten seines Amtes überdrüssiger denn je, sich in ein Konsistorialrandschreiben vertiefte, hatte das Kind leise sich mit seinem Theil von den schriftlichen Erörterungen der Zeitlichkeit in sein Stübchen gezogen, um ohne Hilfe aus der Nähe und mit wenig Beistand aus der



An der Quelle. Nach dem Oelgemälde von E. Munier.

Nach einer Photographie im Verlage von Ad. Braun u. Comp. in Dornach (Vertreter Hugo Grosse in Leipzig).

ferne auch weiterhin mit sich selber allein fertig zu werden und seinen Gottesfrieden mit dem Säkulum aufrecht zu halten.

Es mochten recht schlimme Kämpfe an diesem Tage in der Welt ausgefochten werden, sie waren nicht härter und hatten vielleicht viel weniger zu bedeuten, als der Kampf dieses jungen Mädchens, der zuletzt bloß auf das Wort hinauslief:

„Wie gut sie es doch mit mir meint! O, und wie wild und böse das Leben gewesen ist, das sie so klug gemacht hat, und sie gelehrt hat auf Andere so genau zu achten und in ihren Herzen zu lesen! Gott helfe ihr und mir ferner; allen uns unruhigen Gästen unter diesem Himmel und an seinem Tische helfe er zu seinem ewigen Genügen.“ (Schluß folgt.)

Studien aus dem Leben.

Von Hermann Heiberg.

2. Wie schreibt man Briefe?

Und muß ich es Ihrer eigenen Beurteilung überlassen, ob das vielleicht die Handlungsweise eines Ehrenmannes ist.

Mit vollkommenster Hochachtung u.“

Nachdem ich den Schlupfaktus dieses Briefes niedergeschrieben habe, kommt mir der thörichte Gegensatz zwischen Finesse und Ergebenheitslosket nicht einmal befremdlich vor. Gewohnheit stempelt selbst den größten Ansturm zu etwas Verständigem. Vielleicht sollte ursprünglich die Döbligkeit am Schlusse die Brücke zu einem friedlichen Ausgleich bilden. Die eine Hand giebt einen Wadenstreich, die andere freierhelt. Vielleicht! Aber in den meisten Fällen denkt sich der kaufmännische Briefschreiber gar nichts bei seinem „Achtungsvoll“ und „Hochachtungsvoll“; höchstens unterscheidet er und setzt ein „Ergebenst“, um seinem Horn Luft zu machen. „Ich darf wohl erwarten, daß solche Unregelmäßigkeiten nicht wieder vorkommen.“

Mügelheim u. Komp.“

Die Doppelfirma spricht in der ersten Person! Kürze ist des Briefes Seele! Bei dem Versuche, diese Wahrheit in die Korrespondenz einzuleiten, ergeben sich mancherlei Geschwätzigkeiten. Die Fortlassung von Worten wird als eine besondere Finesse angesehen. So: „Ihr Werthes habe empfangen und werde bedacht sein, den Auftrag für Sie auszuführen.“ Aber nicht die Kürze fordert zum Widerspruche heraus, nur das Motiv.

Der selbe Kaufherr, der aus Ersparniß fünf Zeilen schreibt, steht wohl eine Stunde an der Börse und — ahmt den so oft gescholtenen Frauen nach, die beim Nachmittagskaffee ihre Nebenmenschen aus Engeln zu Teufeln machen. Hierzu findet er genügende Anse.

Einer wirklich vornehmen Kürze, die aber der Wärme nicht entbehrt, befleißigt sich der Engländer. In dem „Dear sir“ und „Yours sincerely“ liegt: „Im Hebrigen bin ich dabei noch Ihr gegenüber ein Mensch und nicht nur ein Gehörf mit einer 1000 !-Notenheute.“

In der That ist die Durchführung des Grundsatzes: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.“ in der Praxis weder durchführbar noch weise. Die Menschen in ihren Beziehungen zu einander sind keine Nummerpersonen, wie in einem Alleenhotel. Rücksichtsvolle Formen geben sogar häufig die Weiche für eine dauernde Verbindung, für Ehrlichkeit in der Handhabung der Geschäfte und die Gewährung und Aufrechterhaltung des Kreditens.

Wie sehr die Gewohnheit Menschen beeinflusst, wie medianisch Briefe abgefaßt werden, beweist eine kleine Geschichte, die fast unwahrscheinlich klingt, die ich aber erlebt habe.

Herr K. wurde von einem seiner Kinder eilig zum Mittagbrot gerufen. Er konvertirt rasch seinen eben vollendeten Brief und eilt ins Speisezimmer. Beim Braten wandern seine Gedanken ins Komtoir zurück, und es fällt ihm ein, daß er in der Eile vergessen hat, seine Firma zu unterzeichnen. Bevor er ein Schläschen macht und die Zeitung liest, eilt er deshalb nochmals ins Bureau zurück, öffnet den Brief und schreibt wörtlich folgendes an den Schluß:

„Sobem bemerke ich, daß ich mich zu unterzeichnen vergaß. Entschuldigen Sie.“

Der Obige!“

Eine sehr bedeutende Rolle in der Privatkorrespondenz spielt die Entschuldigung wegen verspäteter Antwort. Diese füllt häufig die ganze erste Seite. Zudem senkt das Briefpapier aller Herren Länder unter den: Herzlichen Grüßen und sonstigen Straßfüßen am Schlusse.

Und dabei ist ein Gruß so nichtsagend! Lüften wir doch den Hut vor Menschen, deren Geburt uns in der Schöpfung der größte Mißgriff zu sein scheint. Ueberhaupt wimmelt die Privatkorrespondenz von schablonenhaften und unsinnigen Redensarten.

„Ich kam in Besitz Deiner lieben Zeilen“ — heißt es, während Zeilen weder lieb noch böse sein können. Sie können nur so wirken.

Briefschreiben! Welche Kunst, und von wie Wenigen verstanden! Aber ein Brief ist gewissermaßen auch ein Kunstwerk, und deshalb unterscheiden sich die Meisten von der schweren Grundbedingung aller Künste: von einfacher Natürlichkeit.

Ein Mensch, der schreibt, wie er spricht, bildet eine Ausnahme. Es soll immer etwas Besonderes sein. Der Geist wird erst zurecht gehnet, statt seine Flügel frei zu entfalten.

Die Anreden in den Briefen junger Mädchen können Hypochondern ein Lächeln entlocken: „Meine herzinnige Dora! Meine innigstgeliebte Nelly! Meine süße Anneli! Meine einzige, unvergleichliche Marie!“

In den Privatkorrespondenzen regiert die Phantasie die Feder, weniger das Nachdenken. Wo aber beide zusammenwirken, da giebt's ein schönes Ganzes. Die Vorschriften in der Schule für den deutschen Aufsatz: Einleitung, Ausführung des Themas und Schluß sind der Originalität schlimmster Feind. Wie erschreckend wirkt es heutzutage, wenn Jemand ohne Anrede seinen Brief beginnt, gleich die Dinge an der Gurgel faßt und am Schluß nur sein Zeichen malt!

Freilich muß Anmuth der Form die Schablone der vielseitigen Begehrenungen ersetzen, denn alzu sehr hängen wir an dem, was ist. Auch das Briefschreiben hat seine Moden.

Im Kathausse zu Goslar liegen Originalbriefe deutscher Fürsten neben einander. Obgleich in verchiedenen Jahrhunderten geschrieben, zeigen diese in der Bildung der Buchstaben, in der Anwendung der Spatien und in der feinen Form der Abfassung die größte Verwandtschaft. Heute lächeln wir darüber. Aber wie wir über die Schöngereiter der Weimarer Renaissance häufig die Rundwinkel verziehen, so wird das nächste Jahrhundert auch über uns keine Gassen machen.

Ein gut geschriebener, warm abgefaßter Brief, zumal in deutlicher Handschrift, erscheint mir stets als ein besonderes Geschenk. Er wirkt wie ein Sonnenaufgang! Und er ist auch der Sonnenaufgang einer menschlichen Seele!

Unter den Briefschreibern sind die Ausruher des Briefpapiers die Würgengel unserer Augen und unserer Geduld. Sie packen ihren Koffer so voll, daß Alles verdirbt und nichts zu finden ist. Wenn ein Klein- und Schleichschreiber wüßte, welche Qualen er über uns unverbittet verhängt, er würde Mitleid haben.

Wie wirkt dagegen eine große, kräftige Handschrift! Sie erwidert mir wie eine wahre Kopie, wie das freie, unmittelbare Produkt des Geistes. Ich möchte, ohne ein Anhänger der Graphologie zu sein, glauben, daß Alexander von Humboldt als Mensch ein Pedant gewesen ist. Man sehe nur eines Bismarck's Handschrift! Als ob irgendwo eine Tanne von einem Abhang gelöst und die Spitze in die Tinte getaucht sei!

„Der Brief wiegt doppelt!“ Welch ein furchtbares Wort für die meisten Menschen! Und doch ist die Zehnpennig-Marke etwas so Beschwichtigendes gegen eine Reihe bewußter, thörichter Ausgaben! Kann man sich für eine so wichtige Sache nicht zu hellem Geist, genügender Zeit, gutem, starkem Papier und großer, deutlicher Handschrift aufraffen?

„Ich schreibe nächstens mehr und ausführlicher!“ heißt es. Nur nicht 20 Pennig für einen Brief aufs mal! Bei Liebe nicht! Und welche Anfallen machen manche Briefschreiber, bis sie an die Sache gelangen! Als ob ein Turnergruß aufgerichtet würde, an den sie Redaktionen machen sollten!

Was ist ein Brief? Was soll er sein? Ein schöner Abdruck unseres Geistes! Aber welche Kopien dieser unsichtbaren Materie producirt der Durchschnitt! Wie viel nützlicher würde es sein, einigen Armeistrams in der Schule weniger zu lernen, aber statt dessen die Kinder zu lehren, einen Brief in geordnetem Zusammenhange zu schreiben! Wie unerschöpflich ist die Sprache der Kinder und wie leicht also, sie anzuleiten, das Natürliche hier auszubilden!

Ich kam es mir nicht verlagern, hier den Brief eines sechsjährigen Kindes an eine mit allen Verhältnissen unbekannt Dame wiederzugeben:

„Liebe Tante! Ich bin jetzt einen Platz heraufgekommen. Wir haben so viele Kirchen im Garten. Die Uhr ist sieben. Erna mußte gehen nachhause. Wir waren heute am Goldfischteich, es war sehr schön. Oskar hat sein Messer verloren. Er hat es noch nicht wiedergefunden. Unsere Wohnstube wird tapeziert. Schreibe mir recht bald wieder. Jetzt weiß ich nichts mehr. Deine liebe Else.“

Im Grunde sagt die Kleine Alles, was ihr Interesse in Anspruch nimmt, mit kurzen, knappen Worten. Kein unnützes Anhängsel, mit dem die Erwachsenen sich gemeiniglich anhängen. Lange Sätze in Briefen — ganz besonders in Briefen — schädigen die gute Wirkung. Allzuviel Unkraut steht zwischen den Blumenbeeten!

Und nun das Kapitel von der Unbesinnlichkeit der Namensunterzeichnung. Es ist ein Mangel guter Erziehung, seinen Namen zu einem Mysticism zu machen, und eine Beschränkung, die unbesinnliche Schnörkel noch dazu schön zu finden. Das gilt auch unter Bekannten. Sodann ist das Ausstreichen eine sehr böse Unart. Ein Brief, in dem viel gestrichen ist, erscheint mir stets wie ein gestrichter Rod. Ein so ärmlicher Geist hat ihn producirt. Wer den fehlerlosen Brief nicht im Original schreiben kann, der möge Kladder machen. Spirit und Formgewandtheit lassen sich nicht für 5 Silbergroschen im Krämerladen kaufen.

Es ist ein Vorrecht der Frauen, ihre Briefe zu parfümieren. Bei Männern würde dies abidredend wirken. Wenn wir uns ehrlich fragen, erfüllt uns ein parfümirtes Damenbrief mit einem gewissen Mißtrauen gegen die Briefschreiberin. Im Parfüm liegt überhaupt etwas Unwahres, Gefuchtes, und nur wenige Frauen verstehen hier, wie im Schnupftuch, jene weiße Beschränkung, welche die vornehme Frau unterscheidet von einer — nun, von einer nicht vornehmen.

Aber nicht minder abstoßend wirkt ein von Tabaksrauch duftendes Schreiben. Es liegt ein Mangel natürlicher Rücksicht darin, daß der Briefschreiber die Pfeife nicht so lange aus dem Munde nehmen konnte, und das gilt immer für einen an eine Dame gerichteten Brief.

Wiederholt mangelhaft frankirte Briefe zu montiren, erscheint mir eine verletzende Kleinlichkeit. Ich frage Jeden, dem's mal paßt ist. Der

aktliche Hinweis mit dem Wortlaut: „Ich will nur die Reichspost nicht...

Die Postkarten sind ein Stück rohesten Materialismus unserer Zeit. Ich las neulich folgende Sätze auf einer offenen Postkarte: „Dah Emil...

Die Manie, Briefe aufzubewahren, führt zu den schlimmsten Kon-

Nahrung. Ein herrliches Geis ist es, Privatbriefe unmittelbar zu be-

Wer einen Brief schreibt, der schüttelt goldene Früchte von seinem

Druschgenossenschaften in alter und neuer Zeit.

(Mit Illustration S. 606 und 601.)

Wir sind so gewohnt, die Städte als die uralten Sitze der genossen-

Aber nicht bloß Länge und Gewicht sind vorgeschrieben, sondern auch auf

Zu Fleiß und Ordnung in ihrer Thätigkeit werden die Arbeiter

Auch eine Kleiderordnung war für die Drecker erlassen. Weiße

Der Arbeitslohn scheint meist in Naturalien bestanden zu haben. Des

So war jene christliche Junft beschaffen, die „nach der Regull“ arbeitete:

„Trisch deine Garben hübsch und rein, So wird die Ehre deine sein.“

Interessant ist es vom objektiven Standpunkte aus zu betrachten, wie

Diese mächtige Bewegung, welche schon jetzt in voller Blüte steht,

Unser Zeitalter des Dampfes, der Elektricität und — der Konkurrenz

Auch der Bauer, der sich lange gegen alle Neuerungen gekraut, ist

Die Glieder dieser Junft zerfallen, nach mirrer Quelle, in Oberälteste,

„Im Winter, mein Günther, So drischt man das Korn, Wenn's kalt ist, Nicht alt bist, Und tapfer geföhren.“

Mehr als vier Mann dürfen jedoch nicht auf einmal dreschen, damit

Das der Jüngling dann gezeigt, daß er tüchtig gelernt, hat er seinem

So wäre also die erste Klippe überstanden. Dem jungen Junngs-

Illustration dieser Verhältnisse bietet uns das Gemälde von A. Kappis, welches wir heute im Holzschnitt wiedergeben. Auf dem großen Bauernhofe, wo Hühner und Enten gackernd und schnatternd nach jedem Körnlein suchen, der Flaubahn läßt einherfolgend, fremd Trutbahn folgend sein Rad schlagen, die Läubchen sich schmiegen, ist die Drechsmaschine in voller Thätigkeit, getrieben von der Lokomobile, die ihren bläulichen Rauch hinauf zum lichten Aether sendet. Materisch gruppieren sich an die alte Scheune mit dem großen Strohdache prächtige, hohe Laubbäume, in denen die Singvögel nisten und ihr Lied frohlich aus der kleinen Kehle in den weiten Himmelsdom schmettern. Ein echt ländliches, gemüthvolles Bild!

Unter dem Vorsprunge des einfachen, alterthümlichen Bauernhauses sieht das feinste Großmütterchen, kopfschüttelnd denki sie vergangener Zeiten, wo noch der Ton der Drechselegel im munteren Drechselag von der Sonne herüberlang anhielt des Stumpfens des ruhigen Ungeheuers. Ja — die ganze alte Zeit mit ihrer wunderbaren Einfachheit, dem harmonischen Einflange und poetischen Hauche, sie ist vorüber. — Vorwärts, mit der Schelle des elektrischen Funken, der auf Drähten die Erde umfliegt, ist die Lösung des heutigen Tages. Niemand hält den gewaltigen Kreislauf der Dinge auf, Niemand ändert ihn, das Alte vergeht und neues, frisches pulsirendes Leben entsteht aus ihm wieder in anderer vollkommener Gestalt.

Blätter und Blüthen.

Aus der Kumpfkammer eines Rathhauses. Daß selbst eine „Kumpfkammer“, zumal wenn sie die eines Rathhauses ist, zuweilen ganz beachtenswerthe Schätze enthalten kann, davon erzählt Professor Mohr in seinem trefflichen jüngst erschienenen Buche „Köln in der Glanzzeit“ (Köln, Ahn) ein interessantes Beispiel. Während der inneren baulichen Veränderungen im Kölnner Rathhause, im Jahre 1859, war der damalige Archivar Dr. Emnen mit Aufräumen in der sogenannten Wittwochsrentkammer beschäftigt. Er ließ sich weder den Staub noch die Mähe verdrücken, Berge vergilbter Akten zu durchstöbern und mit kundigen Blicke zu prüfen, was ihm in die Hände kam. Aber nicht in den Akten, sondern unter denselben machte er zunächst eine interessante Entdeckung: es fand sich dort ein Nischenschwert, eine ungewöhnlich schön gearbeitete Waffe aus dem 14. Jahrhundert. Da dasselbe seiner Zeit entlobt geführt wurde, so diente ein wenig ansehnliches Futteral, innen von dünnem Holze, von außen mit grauer Leinwand überzogen, als Scheide. Die Klinge, welche noch die Spuren des letzten Strafgerichtes trug, war von tadelloser Vollendung. Der schlanke, freuzweise umwundene Griff hatte oben, entsprechend der Zeit, statt des Anlaufes eine Medaille, zu beiden Seiten aber in vergoldetem Silber und in Email das Wappen der Stadt, die Kronen der heiligen drei Könige.

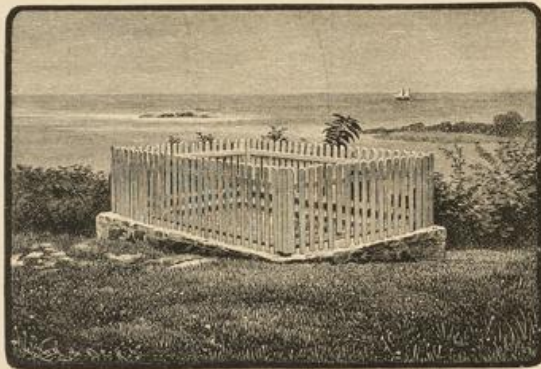
Dieser außergewöhnliche Fund ermunterte Emnen und den inzwischen hinzugezogenen Prof. Mohr zu weiteren Nachforschungen, und namentlich war es eine große schwere Kiste, welche sie anzoq, trotzdem dieselbe dem Aufseher nach kaum mit anderen, als verholten Lappen angefüllt war. Da sie keinen Deckel hatte, so erschwerte der Staub von Jahrhunderten das Suchen außerordentlich. Das erste, was sich unter dem Wutte zeigte, war eine auf Leinwand gemalte unbedeutende Kirchengahne aus dem vorigen Jahrhundert. Doktor Emnen scherzte nicht wenig über das bescheidene Resultat und über das bestaunte Aussehen dieses Fundes. Dann aber folgte schon eine zweite, bessere Fahne auf Leinwand, mit einem wohlstilisirten Doppeldackel aus dem 17. Jahrhundert, und endlich nach sorgfölktem Wühlen zeigte sich ein Fund, der selbst lächerliche Erwartungen noch übertraf. Es war das ein Stück rother Seide mit einem Bruststück der Kölner Wappentronen des Dreikönigenbanners und zwar nicht nur in ansehnlicher Größe, sondern auch ausnehmend schön und auf gelbem Grunde gezeichnet, nach der Silart des Kronenlanbwerkes etwa der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörig. Von dieser Fundstelle an war der ganze übrige Raum der mächtigen Kiste mit solchen, manchmal nur fingerlangen Theilen von verschiedenen Fahnen und aus verschiedenen Zeiten angefüllt. Namentlich aber zeigten sich noch so zahlreiche Stücke des Dreikönigenbanners, daß, in pietätvoller Würdigung eines solchen Schazes, Prof. Mohr seitens der städtischen Behörde mit der Wiederherstellung dieser für die Geschichte der Stadt höchst wichtigen Fundstätte betraut werden konnte.

Markener Schulkinder. (Mit Illustration S. 597.) An der Westseite der Bundersee liegen die malerischen Küstenstädte Monnickendam und Edam. Hell leuchten ihre Thürme im Morgenrothenscheine, selbst weithin sichtbar und prächtige Ausbilde während bis nördlich nach Doorn hinaus und östlich nach Marken hinüber, einer kleinen mit einem Leuchtturme versehenen Insel. Täglich geht ein Markener Segelschiff nach Monnickendam und von dort nach der Insel zurück, und überraschend wirkt auf den Fremden der Anblick des originellen Hafens der Insel, in welchem oft Hunderte von Fischerbooten liegen, fast bewegungslos bei Sonnenschein und blauem Himmel, aber auf und ab gehoben und dumpf gegen einander gestoßen bei stürmischer See. Etwa 800 bis 1000 Einwohner zählt die Insel, ein kleines Völkchen, aber ein solches, das sich in Sitten und Gebräuchen manche Eigenart bewahrt hat. Kräftige, urwüchsige

Menschen sind es, einfach und bieder, unermüdetlich in ihrem Verufe als Fischer. Mit großer Liebe hängt der Markener an seiner von Küstbewohnern Kanälen durchzogenen heimathlichen Insel, und die Stürme, die alljährlich über dieselbe dahinströmen, die wogenden Wasserflächen, die sie schäumend überschweben — sie schrecken ihn nicht, denn er kennt sie und weiß, daß sie fast ebenso schnell gehen, wie sie gekommen sind, und daß nach ihnen die Sonne so heiter vom Himmel hernieder lacht wie zuvor. Auf seiner Insel wird das Markener Kind erzogen, dort heirathet es, wenn es herangewachsen ist, und dort bleibt es, um in redlicher, ja harter Arbeit des Lebens Unterhalt zu erwerben.

Prüchtig ist die Tracht der Markener und namentlich diejenige der Kinder. Buntpfarbiger Kattun und Spitzen machen den Einbruch kostbarer Stückerien, die weissen, meist dunklen Pumpshosen werden im Gegenlag zu der helleren Bewandung des Oberkörpers überaus malerisch, ja selbst die kleinen Helmpantinen stimmen harmonisch zum Ganzen.

In dem Gewande dann ein frohliches Herz und ein sinnendes oder lachendes Gesicht; kann es ein lieblicheres Bild geben? Kann es ein schöneres hätte der Maler festhalten können, als das der drei Markener Schulkinder, aus deren Augen hellere Jugendluft uns entgegenlacht und deren malerische Tracht von dem dunklen Schilfe sich nur um so wirkungsvoller abhebt.



Nachfigal's Grab auf Kap Palmas.

Nachfigal's Grab auf Kap Palmas. Nachdem die Nachricht von dem Tode des berühmten deutschen Afrikaforschers und Generalconsuls des Deutschen Reiches Dr. Gustav Nachfigal zu uns gedrungen war, entstand bekanntlich der Plan, dem Verewigten ein Denkmal in seiner Heimath zu setzen. Vor Kurzem gelangten wir in den Besitz der ersten Photographie der letzteren Stätte, an die sich eine der großen Erinnerungen unserer Zeit knüpft, und obgleich wir über Kap Palmas bereits früher einen illustrirten Artikel gebracht haben (vergl. Nr. 23), so glauben wir doch, daß das obenstehende Bild des schlichten Grabes den meisten unserer Leser willkommen sein dürfte und in den Spalten der „Gartenlaube“ einer Aufnahme werth sei. Der Tod im Dienste einer großen Idee verleiht seinem Opfer die Palme der Unsterblichkeit, und so soll uns auch jener einfache Hügel, der weit in die weiße Brandung des Ozeans hinausragt, nicht minder unvergänglich und theuer bleiben, als die Heldengräber um Mek. Sedat und Paris.

An der Quelle. (Mit Illustration S. 609.) Tausendmal haben wohl die Künstler die in unserer Illustration wiedergegebene Scene behandelt, und doch fehlen uns stets jene Bilder der Mädchen und Frauen am Brunnen oder an der Quelle; denn in dem Wasserschoß durch Frauenhand liegt ein, wir möchten fast sagen tiefer, geheimnißvoller Zauber. Die Kunst braucht bei der Darstellung dieser tagtäglich wiederkehrenden Handlung nur einige poetische Lichter aufzusetzen, nur eine passende Stofflage zu erkunden, um diesen Zauber vor unsern Augen bloßzulegen. Die sprudelnde Quelle erscheint uns stets als das Sinnbild des dahinjrieselnden Lebens, und Dichter vernehmen in ihrem Murmeln Geschichten seltsamer Schicksale. Darum ist auch die Zahl der Lieber, die Quellen und Bäche besingen, seit uralten Zeiten eine unendliche gewesen. Aber auch die Maler schaffen Bilder, die als Gedichte aufgenommen und als Gedichte empfunden werden müssen, und ein Stück auf die Leinwand gebannt Lyrik ist sicher das von poetischem Hauch durchwehte Bild von E. Mamer. deren frohe Mädchenpaar am rieselnden Quell in der wilden Felschlucht, deren Herzen und Seelen, von dem Schicksale des Lebens unberührt, noch klar und hell sind, wie das reine aus dem Felsen quellende Wasser.

Inhalt: Urtorn-Baum. Von Th. Fontane (Fortsetzung). S. 197. — Unsere nächste Nachbarwelt. Von Dr. Klein. S. 602. — Kindererfahrungen an den deutschen Seelästen. Mit Abbildung S. 608. — Herkliche Gahne. Ein Neuan aus der Gelehrtheit. Von Wilhelm Noabe (Fortsetzung). S. 606. — Studien und dem Leben. Von Hermann Geibler. 2. Wie schreibt man Briefe? S. 610. — Druckgenossenschaften in alter und neuer Zeit. S. 611. Mit Illustration S. 600 und 601. — Blätter und Blüthen: Aus der Kumpfkammer eines Rathhauses. S. 612. — Markener Schulkinder. S. 612. Mit Illustration S. 597. — Nachfigal's Grab auf Kap Palmas. Mit Abbildung S. 612. An der Quelle. S. 612. Mit Illustration S. 609.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiebe, Jämmtlich in Leipzig